

Die Zukunft

Herausgeber:

Maximilian Harden.



Fünfundvierzigster Band.

Berlin.

Verlag der Zukunft.

1903.

1904 1.15



3987



Inhalt.

Alpenkönig und Menschenfeind	446	Goya	334
Anthropologie, politische	174	Grenzgarnisonen und Train	411
Aphorismen	33	Hansemann	456
Arbeiter f. Buch eines Ar- beiters.		Hölle, in der	188
Aufsichtsrath f. Reform.		Jerusalem	257
Auserwählten, die	492	Inmediatbericht	315
Autobiographie	66	Kaiserinsel, die	125
Bebel und Genossen	I, 47	Kaiserparaben f. Notizbuch 389.	
Bilfe, Lieutenant	307	Kirchhof, der neue	110
Bismarck und das Tintenfaß f. Notizbuch 423.		Koch-Dippold f. a. Dippold	87
Börsenbescherung	414	Rosmische Wanderungen f. Wanderungen.	
Brief, ein	80	Krankheit, die, des Kaisers	391
Buch, das, eines Arbeiters	328	Kriegsgeschichte, amoralische	106
Bücherliste	461	f. a. Napoleon f. a. Notiz- buch 385.	
Carlyle, Thomas und Jane 317, 373		Kunst, Kultur, Kirche	293
Chirurgie f. Entwicklung.		Kwilekts	277, 353
Corpsstudenten im Staat.	433	Landerziehungsheim, ein	118
Damoklios	32	Laster, das, der Persönlichkeit	253
Denkmale f. Notizbuch 202.		Lechner f. Nießsche.	
Dippold f. a. Koch	164	Lotte	237
Entwicklung, die, der Chirurgie 477		Märchen, das, der Degenbernacht 437	
Formen der Weltgeschichtschreibung 399		Massener	43
Fortpflanzung, geschlechtliche	21	Mehring, Dr. f. Notizbuch 200.	
Frankreichs Furcht und Hoffnung 28		Moore, George	184
Frau, ihre	266	Notiz und Rina	463
Gerichtshof, ein, über Weltliteratur 103		Nachwuchs	237
Geschäft ist Geschäft f. Geschäfts- mann.		Napoleon in Jaffa	231
Geschäftsmann und Sturmgewelle 165		f. a. Notizbuch 385.	
Geschlechtliche Fortpflanzung f. Fortpflanzung.		1903	501
Gobineau f. Sellidres.		Nießsche über Lechner	46
		Nießsche und Rohbe	241
		Riggen f. Notizbuch 423.	

Notizbuch	199, 383, 417	Selbstanzeigen 158, 196, 235, 270, 302, 346, 454, 49*
Panama-Berlin	380	Skizzen, südwestafrikanische . 34, 147
Partei und Gewerkschaft	151	Skavensboom, der 161
Petroleum, nationales	121	Sonne, auf zur 343
Politische Anthropologie f. An- thropologie.		Strafgesetzbuch, ein neues? . . . 203
Primadonnen, die rothen	81	Sturmgefelle Sokrates f. Ge- schäftsmann.
Pro patria	304	Südwestafrikanische Skizzen f. Skizzen.
Propheeten, falsche	76	Symbikat und Symbikat 193
Prozeß Swileka	353	Traktat, ein, vom bösen Gewissen 440
Psalm, der freie	409	Ungarn f. Notizbuch 419.
Rache für Leipzig	350	Vecsey, der kleine Geiger f. Notizbuch 201.
Reform, die, des Aufsichtsrathes . 262		Wanderungen, kosmische 218
Reichsgericht f. Notizbuch 199.		Weiber, drei alte, von Berlin . 236
Reichsparlirer	425	Weltanschauung, impressionistische 130
Reichstag f. Notizbuch 383, 417 f. a. Reichsparlirer.		Weltgeschichtschreibung f. Formen.
Renaissance	300	Weltliteratur, f. Gerichtshof.
Rina f. Moriz.		Zauberlehrlinge 273
Schmidt, Professor Moriz f. Notizbuch 390.		Zuchthaus, aus dem 70
Selkides Gobineau	208	



Die Zukunft.

Berlin, den 3. Oktober 1903.

Bebel und Genossen.

II. *)

πλανώντας καὶ πλανώμενοι.

Genosse Heine. Das ist der Kopf des Wurmes. So schrieb ich vor acht Tagen; und vergaß, daß in der frühesten deutschen Tragoedie des Politikers als Kopf des Wurmes nicht der Held bezeichnet wird, sondern der graue Theaterdöner Berrina. Dem ähnelt Herr Heine in keinem Zug. Eher schon dem Fiesko von Lavagna, dem sich „staatsklug“ dünkenden Weltmann mit dem schwindligen Gewissen, der sich auf selbst gebauten Luftschlössern nicht handelnd behaupten kann. „Ein schlanker, schöner Mann, stolz mit Anstand, freundlich mit Majestät“: die Worte, mit denen der junge Schiller uns seinen Helden malt, würden recht gut auf den Vertreter des dritten berliner Reichstagswahlkreises passen; leider auch der Nachsatz: „höfisch-geschmeidig und ebenso tückisch“. Doch Fiesko oder Berrina: der blonde Mann mit dem blauen, Treue lächelnden Blick ist mir der Kopf des Wurmes, bis bewiesen wird, daß er auch in diesem Fall nur der Vollstrecker eines stärkeren Willens war. Auf dem dreßdener Parteitag kam er am Morgen nach Bebels Schimpfrede zum Wort; was hat er über mich und meine Wochenschrift gesagt? „Ich habe nie in der ‚Zukunft‘ eine Zeile veröffentlicht und ich werde es auch nie thun, weil ich der Ansicht bin, daß man in einer Sache, die zum großen Theil Gefühlsache ist, das Gefühl der Parteigenossen respektiren muß. Ich bin allerdings auch durch Das, was ich hier gehört habe, zu dieser Ansicht gekommen; denn die Angriffe, die in der ‚Zukunft‘ gegen die Partei gerichtet sind, sind denn doch

*) S. „Zukunft“ vom 26. September 1903.

ärger, als es mir früher gegenwärtig war. Würde der Beschluß bloß lauten: Es ist verboten, an der ‚Zukunft‘ mitzuarbeiten, dann würde ich nicht dagegen stimmen.“ Genosse Heine bläst nun die Bäckchen auf und erklärt, er halte sich für verpflichtet, „einem Verfolgten, der sich hier nicht selbst vertheidigen kann, als Vertheidiger zur Seite zu stehen“; schon diese Anklündung erregt unter den dreihundertsechsdreißig Vertretern höchster Sittlichkeit und Wahrhaftigkeit „Unruhe“ und „Widerspruch“. Doch die Genossenschaft allgerechter Völkerbefreier hatte sich ohne Grund echauffirt; denn was jetzt kam, war sicher die wunderbarste „Vertheidigung“, die jemals vernommen ward. „Ich mißbillige Gardens Politik auf das Schärffste, weil ich den persönlich-gehässigen Ton mißbillige, mit dem Harden seine Politik betreibt. Das habe ich auch Harden gegenüber ausgesprochen. Es ist hier nicht der Ort, über die Persönlichkeit Gardens zu sprechen. Er geht uns nichts an. Ich kenne ihn kaum, denn ich bin mit ihm drei-, viermal zusammengekommen. Unsere Gespräche galten wesentlich literarischen Dingen. Ueber Gardens Charakter kann ich nicht viel sagen. Von mir hat er kein Parteigeheimniß erfahren; eher kommt das Umgekehrte vor. Die ‚Zukunft‘ war an sich ein guter Gedanke. Andere Nationen haben längst Blätter, in denen Politiker der verschiedensten Parteirichtung schreiben. Das mag Harden ursprünglich gewollt haben; aber seine eigenen Artikel mit ihrem prononciert persönlichen Charakter haben diese Absicht vereitelt. Das ist es, was ich zur Vertheidigung Gardens zu sagen habe. Sie sehen, daß ich mich nicht mit ihm identifizire.“ Also: keine Silbe, die irgendwie als Vertheidigung aufgefaßt werden könnte; und in einem Zwischensätzchen ein Vergleich mit der „komplizirten Psychologie“ des Genossen Mehring, von dem Heine mir vor Zeugen gesagt hatte, er halte ihn, nach allerlei Indizien, für einen agent provocateur, jedenfalls aber für einen verächtlichen Menschen, der, was er auch schreibe, keiner Antwort würdig sei. Das war die „Vertheidigung“. Ich habe nach dem Bericht des „Vorwärts“ citirt. Am Tage nach seiner Rede schickte Herr Heine mir aus Dresden einen von ihm mit Strichen, Korrekturen und Zusätzen versehenen Bericht; denn, sagte er in dem beiliegenden Brief, „der Sie betreffende Satz ist im ‚Vorwärts‘ nicht so wiedergegeben, wie ich gewünscht hätte.“ Ich habe erhebliche Gründe, zu glauben, daß die Berichterstatter des „Vorwärts“, in ihrer Arbeit als tüchtig bewährte Männer, besonders scharf hingehört haben, als Heine über mich sprach; daß sie falsch berichtet haben, behauptet er auch nicht: er hätte den Bericht nur anders „gewünscht“. Dieser Wunsch war begreiflich, wie der Leser bald merken wird. Uebrigens sind Heines Aenderungen

unwesentlich; der Erwähnung werth ist nur der eingeschobene Satz, weder Mehring noch Harden sei durch die gestern gebrauchten Worte gerecht charakterisirt. Mit und ohne Retouche bietet die Rede das selbe Bild. Genosse Heine hat erst auf dem Parteitag erfahren, wie arg ich die Sozialdemokratie angegriffen habe. Er mißbilligt aufs Schärffste meinen „persönlich-gehässigen Ton“ und hat mir diese Mißbilligung ausgesprochen. Er kennt mich kaum, hat mich drei-, viermal gesehen, fast nur über literarische Dinge mit mir gesprochen, mir nie ein Geheimniß enthüllt, und findet, daß die gute Absicht, die mich zur Gründung der „Zukunft“ getrieben haben mag, durch meine eigenen Artikel vereitelt worden ist. Das ist das Plaidoyer meines Verteidigers.

Ich kann den Beweis erbringen, daß diese Behauptungen, die der Rechtsanwalt und Reichstagsabgeordnete Wolfgang Heine der höchsten Rechtsinstanz seiner Partei vortrug, sämmtlich, ohne eine einzige Ausnahme, wider besseres Wissen aufgestellt, objektiv und subjektiv unwahr sind. Bei der Erfüllung dieser leidigen Pflicht werde ich mich, wie in den anderen Fällen, zunächst auf das von der Nothwehr Gebotene beschränken.

Herr Heine hat auf dem Parteitag über die Art und Argheit meiner gegen die Sozialdemokratie gerichteten Angriffe nichts Neues erfahren. Die drei vom dresdener Kegergericht inkriminirten Artikel — „Die rothen Primadonnen“, „Obstruktion“, „Die Kaiserpartei“ — kannte er genau: nicht nur als „einer der ältesten Abonnenten der „Zukunft“, sondern, weil ich ihm, auf seine Bitte, kurz vor der Parteitagszeit die drei Hefte geschickt habe. Als er sie wieder gelesen hatte, sagte er mir: „Unsere Partei sollte, trotz gelegentlichen Angriffen, glücklich sein, daß es einen Mann giebt, der sich, wie Sie, ohne auf unser Programm zu schwören, mit seiner ganzen Persönlichkeit für die heute wichtigsten Forderungen konstitutionellen Lebens einsetzt. Das werde ich auch in Dresden aussprechen“. Herr Heine hat mir nie gesagt, daß er meinen Ton gehässig finde und „aufs Schärffste mißbillige“, sondern mir oft die wärmste Anerkennung meines Charakters und Wirkens ausgedrückt und durch lebhafteste Bekundung der Freude am Verkehr mit mir bewiesen, wie fern schärffste Mißbilligung meines politischen und literarischen Bemühens ihm lag. Er war nicht drei- bis viermal mit mir zusammen, sondern mindestens fünf- bis zehnmal; zweimal währte dieses Zusammensein, das stets durch seinen Wunsch herbeigeführt war, unter vier Augen viele Stunden lang. Er hat mit mir, ich habe mit ihm fast ausschließlich über politische Vorgänge gesprochen, insbesondere über Taktik, Haltung, Entwicklung und Personalien seiner Partei, über Schutz Zoll, Obstruktion, Wahlpolitik, Bewerbung ums Vizeprä-

fidium des Reichstages; ganz selten, eigentlich nur zum Dessert, über uns gemeinsam interessirende Fragen der Literatur. Diese Gespräche hatten den intimsten Ton. Keiner von uns Beiden scheute sich, dem Anderen zu enthüllen, was er dem Fremderen sorgsam verschleiert hätte; und wir haben einander manches „Geheimniß“ anvertraut, — wenn das feierliche Wort auf Mittheilungen aus den Untergründen der Politik und des internen Parteilebens überhaupt paßt. Was bleibt noch? Die Frage, ob die „Zukunft“ ihr Ziel, Politiker der verschiedensten Richtung zum Wort kommen zu lassen, erreicht habe und warum sie es bisher nicht erreichen konnte. Darüber sagte Herr Heine am sechzehnten September 1903 in Dresden: „Hardens eigene Artikel mit ihrem prononcirt persönlichen Charakter haben die Absicht, die gut gewesen sein mag, vereitelt.“ Am achten April 1903 in einem — später noch zu betrachtenden — Brief an mich: „Wenn die ‚Zukunft‘ nicht ganz so allgemeine Tribüne für alles Sagenwerthe geworden ist, so sehe ich darin eine Folge der politischen Rückständigkeit Deutschlands“. Und die Monate April bis September 1903 waren die Zeit unseres intimsten Verkehrs.

Ja, denkt nun Mancher, hier steht Behauptung gegen Behauptung und wir haben nicht den mindesten Grund, dem Schriftsteller mehr zu glauben als dem Abgeordneten. Ein Bißchen Geduld, bitte. Herr Heine kann keine einzige meiner Angaben als unwahr erweisen; will ers: er hat das Landgericht nah. Ich aber kann und werde beweisen, daß er mit mir so verkehrt, über mich und meine Lebensarbeit so geurtheilt hat, wie ichs hier darge stellt habe; daß er in Dresden also wider besseres Wissen die Unwahrheit gesagt hat.

Ich lernte den Rechtsanwalt Heine vor zwölf oder dreizehn Jahren kennen. Der uns Beiden befreundete lebenswürdige Stilkünstler Hermann Bahr stellte uns einander vor; aber es blieb, auf der Straße, beim Austausch konventioneller Höflichkeit und neun Jahre vergingen, bis wir wieder von einander hörten. Im August 1900 war ich zum dritten Mal der Majestätsbeleidigung angeklagt und einzelne meiner Bekannten wünschten, ich sollte Heine zum Vertheidiger wählen. Auf eine Anfrage, die nicht von mir ausging, antwortete er, der damals schon sozialdemokratischer Abgeordneter war, in einem vom fünfzehnten August datirten Brief: „Jrgend welche grundsätzlichen Bedenken, Herrn Harden zu vertreten, habe ich natürlich nicht; ich würde Dies sogar recht gern thun.“ Ich hielt und halte Herrn Heine für einen unserer besten Kriminalanwälte, wandte mich schließlich aber nicht an ihn, weil ich von ängstlicher Liebe beschworen wurde, auch den Schein einer Verwandtschaft mit sozialdemokratischen Tendenzen zu meiden. Ich

wurde von der Strafkammer abermals zu einer Freiheitsstrafe verurtheilt und das Urtheil wurde rechtskräftig. Während ich in der Festung saß, erschien in einem Provinzblatte der Sozialdemokratie ein Artikel, der mich verleumdete. Ein Herr, der zu wissen glaubte, daß Heine mir sehr freundlich gesinnt sei, bat ihn, der gegen einen Gefangenen, Wehrlosen verübten Niedertracht im Centralorgan der Partei entgegenzutreten. Am fünfzehnten April 1901 antwortete Heine brieflich: „Obgleich ich Herrn Harden persönlich fern stehe, würde ich stets meine Hilfe bieten, um ihn gegen einen so albernen und nichtswürdigen Angriff zu vertheidigen. Ich glaube aber nicht, daß sich im vorliegenden Fall irgend eine Zeitungaktion empfiehlt. Eine Vertheidigung Hardens ist nicht nur diesem Gegner, sondern auch diesen Vorwürfen gegenüber wirklich überflüssig. Wer Harden einigermaßen kennt, auch wenn er sein politischer Gegner ist, weiß, daß er für solche Anzapfung nie den geringsten Grund gegeben hat. Wünschen Sie trotzdem, den ‚Vorwärts‘ dafür zu interessieren, so bin ich gern bereit, mit . . . zu sprechen.“ April 1901. Heine kennt mich kaum, weiß aber, daß ich zu nichtswürdigen Angriffen nie den geringsten Grund gegeben habe, und erklärt sich bereit, mich gegen solche Angriffe „stets“ zu vertheidigen. September 1903. Heine hat eben erst lange Stunden intimster Zwiesprache mit mir verbracht und, ohne von mir aufgefordert zu sein, den festen Entschluß angekündigt, in Dresden meine Sache gegen die Schmäher zu führen. Er sitzt in dem Saal, wo ich von seinen berühmtesten Parteigenossen ein verächtliches Subjekt genannt werde, mit dem nur moralisch Verkommene Gemeinschaft haben können, ein von Geldgier getriebener Lump, ein Prostituirter: und er hat nichts Anderes zu sagen als die Sätze, die ich vorhin wörtlich angeführt habe.

Er hat schon einmal öffentlich über mich gesprochen: in der Reichstags-sitzung vom siebenten Februar 1901. Er hatte mir kurz vorher geschrieben, meine Verurtheilung sei die objektiv ungerechteste, die ihm in seiner „auf diesem Gebiet nicht ganz kleinen Praxis vorgekommen“ sei, und gebeten, ihm die Urtheile des Landgerichtes und des Reichsgerichtes zu schicken. In seiner Rede, die das mit meinen Kriminalerlebnissen eng verknüpfte Amtsschicksal der Landgerichtsdirektoren Schmidt und Felisch behandelte und die im letzten Februarheft der „Zukunft“ vom Jahr 1901 abgedruckt worden ist, nannte er mich „einen Mann, der meine Partei oft in der heftigsten Weise und in einer Weise, die uns durchaus nicht immer gefallen hat, angegriffen hat.“ Vielleicht dachte er an diesen Satz, als er in Dresden von seiner Mißbilligung meines Tones sprach. Ich sah in dem Satz nur eine empfindlichen Parteilgenossen gemachte Konzeßion und die Absicht, die Wucht seines Angriffes

auf die Gerichtspraxis zu steigern. Heines Briefe mußten mich in dieser Ansicht bestärken; mehr noch die Thatfache, daß er als Politiker und Jurist so energisch für mich und mein Mähen eintrat. Persönliche Gehässigkeit des Tones wäre, wenn die Neigung dazu vorhanden war, gewiß auch in meiner Kritik der kaiserlichen Politik zum Ausdruck gekommen; und Heine nannte diese Kritik „wohlwollend, mit bester Absicht, von einem höchst monarchischen Standpunkt aus gefällt“ und bekämpfte das Landgerichtserkenntniß, das Gehässigkeit darin gefunden hatte. Der Abgeordnete wollte nicht mir, sondern der Sache politischer Redefreiheit dienen; da ich an dem — leider recht fernem — Sieg dieser Sache aber das persönlichste Interesse habe, schien es mir Pflicht, dem politischen Gegner für sein tapferes Wort zu danken.

Das konnte ich bald auch mündlich thun. Seit acht Jahren verkehre ich in einem Kreis, der sich, wenn Herr von Vollmar in Berlin ist, um ihn und seine geistig grazile Frau jeden Donnerstag abends zu bilden pflegt. Ich war auf Wunsch des Ehepaares Vollmar in diesen Kreis geladen worden, ließ mich, als politisch anders als die Mehrheit der Tafelrunde Gesinnten, in jedem Jahr ausdrücklich wieder einladen und hatte die Freude, vermist zu werden, wenn ich ausblieb. Theilnehmer an diesen ungemein bescheidenen Symposien waren, außer dem Riesen von Soienfass, die sozialdemokratischen Abgeordneten Grillenberger, Schoenlant, Blos, Heine, Südekum; fast immer war auch ein der Politik fern stehender Literat, manchmal eine Dichterin anwesend; und wir länger am Donnerstagsstisch Vereinten hatten das Recht, Freunde mitzubringen, die uns in diesen Kreis zu passen schienen. Anregende, behagliche Abende, auf die Jeder sich freute und deren Wiederkehr Jeder herbeisehnte, wenn die Bayern gar zu lange das Borussia-land mieden. Getrunken wurde nicht viel; doch gute Rede würzte das Schöppchen und nie wurde vor Mitternacht an den Ausbruch gedacht. Natürlich sprach man zwar de omnibus rebus et quibusdam aliis, mehr aber als über jeden anderen Gegenstand über Politik, alte und neue. Jede Ueberzeugung wurde respektirt, in Ernst und Scherz suchte man einander näher und nah zu kommen und niemals entstand die Gefahr eines noch so winzigen Konfliktes. Im Kleinen das Bild des Zustandes, der in Ländern älterer Kultur Alltagsereigniß geworden ist. Nach erfüllter Pflicht, nach dem Kampf um die Wirkung persönlichen oder parteilichen Willens kommen Menschen zusammen, deren Europäerpuls, trotz allen Verschiedenheiten des Glaubens, ungefähr in gleichem Takt schlägt, und sprechen sich offen über Gemeinsames und Trennendes aus. Wir hatten gute Erzähler, starke Humoristen und anmuthige Frauen an unserem Tisch;

Temperamente und Persönlichkeiten. Nun hat das blinde Wüthen des Secteneifers auch diese zarten Bande freier Menschlichkeit zerrissen. . . In diesem Kreis traf ich Heine erst spät. Wer seine dresdener Rede liest, muß glauben, ich hätte ihn drei- oder viermal aufgesucht, um Parteigeheimnisse zu erfahen, mein Ziel aber nicht erreicht; der Abgeordnete habe mir die Würmer aus der Nase gezogen, das Gespräch auf literarische Fragen abgelenkt und mir deutlich gesagt, wie widrig ihm meine Politik und Ausdrucksart sei; über meinen Charakter, über die Reinheit oder Unsauberkeit meiner Motive wisse er nichts; denn er kenne mich kaum. Ein paar Briefproben aus diesem Jahr:

6. 2. 1903.

Heute im Theater war es mir nicht möglich, Sie einen Augenblick zu sprechen, um Ihnen die Grüße auszurichten, die Herr und Frau von Bollmar mir noch für Sie aufgetragen haben . . . Die Donnerstagszusammenkünfte werden nun wohl eine Störung erleiden. . . Ich würde aber gern eine Gelegenheit finden, die so angenehmen und anregenden Plaudereien mit Ihnen wieder einmal fortzuspinnen. Bitte, schreiben Sie mir, was aus den Donnerstagen wird oder wo man Sie sonst mal trifft, falls Sie eben so denken.

Dieser Brief enthielt auch eine freundliche Anspielung auf die von dem „Schaffenden“ Sudermann mir aufgezwungene Fehde. Mein kleines Buch über den großen „Kampfgenossen“ war eben erschienen. Ich schickte Herrn Heine ein Exemplar und schrieb auf die erste Seite ein Wort, das Mirabeau einst von Robespierre gesagt und das Hans Bülow in einer mein Wirken gütig überschätzenden Buchwidmung wiederholt hatte, die er mir selbst in die Wohnung brachte, — das Nachsicht werbende, zur Rechtfertigung irrenden Glaubens oft von mir angewandte Wort: Il croit tout ce qu'il dit. Persönlich-gehässigen Ton hatte mir, neben schlimmeren Lastern, Herr Sudermann vorgeworfen; wenn Heine diesem Urtheil zustimmte, hatte er jetzt die beste Gelegenheit zu rüchhaltloser Aussprache. Und was antwortete er?

10. 2. 1903.

Vielen Dank für Ihren Brief und die freundliche Sendung Ihrer Brochure. Obgleich ich Ihrem Urtheil über Sudermanns Kampfweise völlig zustimme und vollkommen einsehe, daß Sie zu Ihrer Antwort gezwungen worden sind wie nur je Einer, wird Sudermann doch beim lieben Publikum seinen Zweck erreichen, sich wieder ins Gedächtniß gerufen zu haben. Die Rechnung auf Sentimentalitäten ist selten verfehlt; und die Stellung, die Sie seit dreizehn Jahren außerhalb der Parteien einnehmen, ist nicht geeignet, Freunde zu schaffen. . . Mit dem mirabeauschen Wort, das Sie ihrer Widmung beifügen, werden Sie sich aber selber nicht gerecht; ich bitte, mir diese Anmerkung zu gestatten. Den wohlfeilen Ruhm des croire tout ce que l'on dit würde man mit jedem subalternen Schwärmer theilen. Das Wesen der politischen Wahrhaftigkeit steckt tiefer, in dem Muth, Nothwendiges

zu erkennen und zu vertreten, auch wenn es Einem zuwider ist. Es ist wohl nicht nöthig, Ihnen zu sagen, daß Sie sich diesen Ruhm vindizieren können; vielleicht hören Sie es aber gern auch von Jemand, der in sehr wesentlichen Punkten, vielleicht den wichtigsten der heutigen Tagespolitik, anderer Meinung als Sie über das Nothwendige ist . . . Beste Grüße und gute Besserung. Ihr ergebenster Wolfgang Heine.

Aus einem Brief vom fünfzehnten April 1903:

Ich würde mich freuen, wenn Sie in der Osterwoche oder der darauf folgenden einen Abend frei hätten . . . Gestatten Sie mir, Ihnen das Januarheft der Sozialistischen Monatshefte zu überreichen, worin sich ein Aufsatz von mir befindet, der weniger sachjuristisch ist, als sein Titel besagt, und der Ihnen die mir persönliche Art, solche Stoffe zu beurtheilen, zeigt. Ich bitte Sie, mir eine Nachricht wegen einer Zusammenkunft zu geben. Mit besten Empfehlungen Ihr sehr ergebener Wolfgang Heine.

Gedanken und Form seiner von so artiger Rede geleiteten Arbeit gefielen mir; und ich schrieb ihm — wie wohl jeder höfliche Herausgeber einer Zeitschrift gethan hätte —, daß ich mich freuen würde, wenn ich solche Artikel von ihm auch in der „Zukunft“ veröffentlichen könnte; leider sei wahrscheinlich seine Parteistellung ein Hinderniß. Die Antwort kam schnell; hier ist sie:

8. 4. 1903.

Es freut mich, daß mein Versuch, dem verwüstenden Einfluß einseitiger Theorien auch im Strafrecht entgegenzutreten, Ihnen gefällt. Ihre Aufforderung, solche Arbeiten gelegentlich auch in der „Zukunft“ zu veröffentlichen, habe ich keinen Grund abzulehnen. Ich bedaure oft, daß das öffentliche Interesse für Fragen des Strafrechtes, Staatsrechtes, Proceßverfahrens u. s. w. in Deutschland so gering ist, und ich sehe in der Erneuerung dieses Interesses ein Mittel politischer Fortentwicklung. Dazu scheint mir die „Zukunft“, die von Angehörigen aller Parteien gelesen wird, die geeignetste Tribüne; sie hat auch schon eine Menge anregender Beiträge geliefert und es läge durchaus im Interesse meiner Richtung, dort auch zum Wort zu kommen. Die Angriffe Mehrings würden für mich höchstens ein Antrieb mehr sein, Ihrer Aufforderung zu folgen. Ich werde stets das Recht unbeschränkten freien Wortes für mich beanspruchen, aber es auch Anderen gönnen. Ich kann deshalb auch Ihnen so wenig übelnehmen, daß Sie sich persönlich gegen die Bezeichnung Brotwucherpolitik zu verwahren gesucht haben, wie ich auf den Gebrauch dieser sachlich bezeichnenden polemischen Wendung verzichten werde. Angriffe auf meine Partei, auch wo ich sie für persönlich ungerecht halte, würden mich nicht abschrecken. Ich halte Empfindlichkeit in der Politik für eine der größten Schwächen. Ich würde nicht befürchten, Ihre abweichenden politischen Anschauungen zu fördern, wenn ich meine in der „Zukunft“ auseinandersetze; noch weniger natürlich durch Erörterungen über mehr neutrale Stoffe. Ich habe es für eine sehr glückliche Idee gehalten, daß die „Zukunft“ ein Diskussions-Organ werden sollte, das allen Richtungen offen stände und woraus Jeder aus der Feder bedeutender Mitglieder gegnerischer Parteien auch deren Auffassungen kennen lernen könnte. Solch besseres gegenseitiges Verständniß der gegnerischen Parteien würde die politischen

Kämpfe nicht abschwächen, sondern würde sie klarer machen und mehr auf das Wesentliche richten. Die eigentlichen Parteiblätter sind — überladen mit notwendiger täglicher Polemik — weniger geeignet, dies Verständniß zu vermitteln. Wenn die „Zukunft“ nicht ganz so allgemeine Tribüne für alles Sagenwerthe geworden ist, so sehe ich darin eine Folge der politischen Rückständigkeit Deutschlands. . .

Ich empfehle mich Ihnen mit bestem Gruß
Wolfgang Heine.

Ein paar Tage danach verplauderten wir fast vier Stunden; wir waren allein und sprachen beinahe ausschließlich über den parlamentarischen Zollhader und über die Aussichten des Wahlkampfes, die Heine — und mit ihm wohl die Mehrheit seiner Fraktionengenossen — seiner Partei nicht so günstig fand wie ich. Gut verbrachte Stunden, dachte ich auf dem Heimweg. Und schon am ersten Mai empfang ich einen Brief, der mit dem Satz schloß:

Ich hoffe, bald wieder einmal Gelegenheit zu haben, ein paar Stunden in so angenehmer Weise wie neulich mit Ihnen zu verbringen... Mit ergebensten Grüßen Wolfgang Heine.

Zimmerhin: von Mai bis September kann Vieles sich ändern. Also noch eine Stelle aus dem Brief vom zwanzigsten August 1903:

Seit Monaten wäre ich gern wieder einmal mit Ihnen zusammengetroffen . . . Ich möchte Sie bitten, wenn es Ihnen möglich ist, mir in der nächsten Woche einen Abend zu schenken. Ich verreise am Neunundzwanzigsten und komme vor dem Parteitag nicht wieder hierher . . . Mit besten Grüßen Ihr ergebenster Heine.

Dieser freundlichen Aufforderung folgte in der letzten Augustwoche ein langes Gespräch. Das Thema — wir waren wieder allein — bot sich von selbst. Der alles fraktionelles Erwarten weit übertreffende Wahlsieg der Sozialdemokratie, die Unterströmungen des Parteilebens, die Frage, ob ein Genosse um den Preis höfischer Repräsentation ins Reichstagspräsidium eintreten solle — eine Frage, die, darin stimmten wir völlig überein, beantwortet und abgethan war, seit Bernsteins Unklugheit die bürgerlichen Fraktionen zum Widerstand gereizt hatte —, und der voraussichtliche Verlauf des Parteitages: diese und ihnen verwandte Gegenstände wurden besprochen. Da mir in einzelnen sozialdemokratischen Blättern nachgesagt wird, ich hätte die mir bekannten Genossen angefleht, mich in Dresden zu vertheidigen oder gar zu verherrlichen, und sei nun wüthend, weil dieser Wunsch unerfüllt blieb, stelle ich hier, als erweisliche Thatsache, fest, daß ich keinen Menschen gebeten habe, mich zu vertheidigen, keinen einzigen. Die Sippe kennt mich eben nicht. Zwei Genossen beschworen, bestürmten mich, an Bollmar zu schreiben oder, wiederholter Einladung folgend, zu ihm an den Walchensee zu fahren;

sie bekamen die Antwort: Ich betteln nicht um Hilfe und denke nicht im Traum an die Taktlosigkeit, jetzt, mitten in der gegen mich tobenden Hege, Herrn und Frau von Volkmar ins Haus zu fallen. Auch Heine habe ich nie ersucht, für mich zu sprechen. Als er mich fragte, ob ich ihm gestatte, einen Vorgang zu erwähnen, der allein schon beweise, daß ich kein Feind der sozialdemokratischen Sache sei, habe ich erwidert: Persönlich habe ich nichts dagegen, bitte Sie aber, zu bedenken, daß solche Erwähnung dem Prestige Ihrer Partei schaden würde. Er selbst nannte es seine „Ehrenpflicht“, für mich einzutreten; und dabei ahnten wir Beide nicht, daß ich in Dresden nicht als angeblich blinder Gegner der Proletarierpartei angegriffen, sondern als Mensch für ehrlos verschrien werden sollte. Wir schieden, nicht etwa als Freunde noch auch nur als Gleichgesinnte, aber intimer denn je vorher, als Männer, die einander achten und vertrauen und deren Jeder gern sein Fühlen und Wollen am Urtheil des Anderen mißt. Heine reiste ab; und sprach in Dresden die Sätze, die ich hier wiederholt habe. Und als er sie gesprochen, jede nähere Beziehung zu mir, jede Kenntniß meines Charakters verleugnet, kein Wort gegen Bebel's Schimpf- rede gefunden und nur seinen Abscheu vor meiner ihm widrigen Schreibart betont hat, setzt er sich, in von Arbeit überlasteten Tagen, hin, macht sich die Mühe, den Bericht des „Vorwärts“ auszuschnneiden, die einzelnen Stückchen säuberlich auf weißes Papier zu kleben, zu corrigiren, zu interpoliren, und schickt mir das Ganze, — „mit besten Grüßen“.

... In dieser ecklen, sinnlosen Fehde sind so rohe Worte gefallen, von allen Seiten so schrille Töne des Hasses und der Verachtung angeschlagen worden, daß ich jeden heftigen Ausdruck meiden möchte. Die Thatfachen sprechen ja auch für sich selbst. Hat irgend ein Genosse im Trianonjaal die Art meiner Beziehungen zu den Bernhard, Braun, Göhre, Heine geahnt, konnte er sie nach ihren Reden ahnen? Keiner. Die Vier, hier steht es noch einmal, haben sich zu Unwahrhaftigkeit und feigem Verrath erniedert. Warum? „Weil sie vor der Wuth der aufgestachelten Masse zitterten. Weil der alte Meisterdemagoge Jedem, der für mich auch nur ein armes Wörtchen rede, grause Rache schwor und die Macht hatte, jeden Widerspruch niederheulen und mit der Exkommunikation strafen zu lassen.“ Solches Handeln hätte ich gerade Heine nicht zugetraut. Ich habe ihn nicht: er hat mich gesucht; sein, nicht mein war Verdienst oder Schuld daran, daß wir einander schnell nah kamen, auf dem weiten Felde politischen Lebens bald kaum ein Geheimniß vor einander hatten. Noch sehe ich ihn, wie er, beim Abschied, mit einem Lächeln stolzer Geringschätzung auf dem hellen Gesicht, sagte: „Dresden wird

mich in die selbe Situation bringen, in der ich schon oft auf Parteitagungen war: man wird mich als Angeklagten behandeln und ich werde Ankläger sein.“ Und wie kläglich stand er dann vor der heulenden Schaar Betrogener! Er wollte sich retten und brachte sich selbst um den Preis mühevoller Lebensarbeit. Und in puncto „Zukunft“ wenigstens war der Ausweg doch leicht zu finden. Ich hatte nichts von ihm verlangt. Er brauchte mir nur zu schreiben: „Bebel ist bis zur Lobsucht aufgehetzt und sein Verdienst um die Partei so groß, daß im Augenblick nichts zu machen ist. Ich werde schweigen, weil ich durch Reden wichtige Interessen unserer Gruppe gefährden würde, die sich, Sie wissen, nach schöpferischer Arbeit sehnt. Vertrauen Sie mir. Vertrauen Sie Vollmar. Bebel wird selbst über ein Kleines erkennen und bekennen, daß er getäuscht worden ist.“ Ich hätte ihm keinen Vorwurf gemacht, hätte sein Verhalten sogar gebilligt. Denn eine Partei von der jungen Kraft, dem weltgeschichtlichen und kulturellen Werthe der Sozialdemokratie darf sich den Luxus erlauben, einmal ungerecht zu sein. Anständiger freilich, klüger und — die jetzige Anarchie, der Schimpfkrieg im rothen Lager lehrt es — mit besserem Nutzen für die Parteikohäsion hätte Heine gehandelt, wenn er tapfer genug gewesen wäre, um zu sprechen: „Harden hat große Fehler und ein höchst mangelhaftes Verständniß für Ziel und Taktik unserer Partei. Docher ist kein Feind, sondern hat in allen entscheidenden Stunden bewiesen, daß er den sittlichen und nationalen Werth unserer Sache erkennt und allgemein anerkannt wissen will. Sollen wir, die vor Staatsanwalt und Gericht täglich das Recht zu schroffster, persönlich verletzender Kritik fordern, uns lange bei der Frage aufhalten, ob er mal seine satirische Laune nicht früh genug gezügelt, ein unser Gefühl kränkendes Wort gewählt hat? Statt uns zu freuen, daß er viel höheren Gewalten, viel mächtigeren Personen unendlich viel härtere Wahrheit zu sagen gewagt hat, — die härtesten da, wo er für unser Lebensrecht fought? Bebel kennt ihn nicht; ich und ein paar meiner Freunde hier im Saal kennen ihn und wissen seit Jahren, daß er stets, auch wo er uns auf falschem Weg scheint, nur dem Drang reinen Wollens folgt. Vest, was er über die Berathung des Bürgerlichen Gesetzbuches, der Umsturzvorlage, des Zuchthausgesetzes, über den Löbtauer Prozeß, Viebknechts legte Beurtheilung und Tod, die Bielefelder, berliner, Breslauer, essener Reden des Kaisers, was er eben erst über unseren Wahlsieg und die Vicepräsidentenfrage geschrieben hat; oder lestis auch nicht, wenn Ihr Besseres zu thun habt. Dann aber richtet auch nicht, kümmert Euch nicht um den Mann, der von uns nichts begehrt hat, nie Etwas begehren wird, und laßt uns endlich zu ernster Arbeit für das Volk der Armen und Kermsten über-

gehen, das uns hierher geschickt hat.“ In einem Saal, wo Segitz und Elm, Legien, Huë, Bömelburg und andere tüchtige Männer saßen, hätte solche Rede sicher gewirkt; und der Partei Beschämung, Zerrüttung erspart, eine Schlammfluth, deren Schmutzspur nicht leicht abzuwischen sein wird. Hastig aber drängte Heine sich in den Lichtglanz der Majorität; nicht mehr Ankläger wollte er nun: nur noch Entfühnter, Begnadigter sein. Er hat so Vieles gelesen, mehr wahrscheinlich als, außer Sello, irgend ein berliner Anwalt; gewiß auch einmal die Gedanken Wolfgangs des Größten über „Naturwissenschaft im Allgemeinen“. Schade, daß er die nie veraltende Stelle nicht angestrichen, seinem politischen Wandel nicht als Motto gesetzt hat: „Nichts ist widerwärtiger als die Majorität; denn sie besteht aus wenigen kräftigen Vorgängern, aus Schelmen, die sich affomodiren, aus Schwachen, die sich assimiliren, und der Masse, die nachtrollt, ohne im Mindesten zu wissen, was sie will.“ Doppelt schade, für ihn und für mich, daß er durch sein Handeln mich zwang, eines heftiger fühlenden deutschen Dichters zu denken und unter das mir lieb gewordene Bild des Politikers Wolfgang Heine vor meines Geistes Auge Kleists Worte zu schreiben: „So kann man blondes Haar und blaue Augen haben und doch so falsch sein wie ein Punier!“

Kleists blonder Held trog zu hohem Zweck: er wollte sein Volk befreien und durfte dem fremden Bedrücker den Treuschwur brechen. Auch der Cherusker des dritten berliner Reichstagswahlkreises wollte ein allzu schwer gewordenes Joch abschütteln; auch er brach die Treue nicht ohne geheimen Grund und meinte wahrscheinlich, er stehe, als Staatsmann, unter anderem Moralgesez als ein winziger Wochenmonomachos, der die Masse nicht hinter sich hat und, nach alter Entscheidung des höchsten Gerichtshofes, zur Wahrnehmung öffentlicher Interessen nicht berufen ist. Nach Allem, was ich aus seinem Munde gehört habe, muß ich annehmen, daß Herr Heine auf dem weiten Erdenrund keinen Politiker so inbrüstig haßt wie seinen Parteigenossen Franz Mehring; heute haßt, morgen verachtet, immer als eine Last und Pön, einen unerträglichen Alben empfindet. Solches Gefühl ist leicht zu begreifen. Daß jeder Versuch scheitert, von unfruchtbarem Marxistengroll, von thatloser und unwirksamer Negation des historisch gewordenen Staatswesens die Partei zu schöpferischer, den sozialen Aufstieg, den Machterwerb der Massen beschleunigender Arbeit im Sinn der Gewerkschaften zu führen, ist Mehrings Schuld. Marx konnte lächelnd sprechen: *Moi, je ne suis pas Marxiste*; er hätte, mit seiner Gabe genialer Intuition und rascher Synthese, als Erster in einer gewandelten Welt die Modernisirung der Taktik empfohlen. Mehring war

Sozialdemokrat, wurde Sozialistendöter, dann wieder Sozialdemokrat; in so heikler Lage muß man orthodox sein, darf man nicht um Fingers Breite vom Dogmenweg weichen. Mehring hat viel auf dem Kerbholz. Niemand hat die Führer der erwachsenden Partei wüster als er beschimpft, Niemand härtere, grausamere Maßregeln gegen sie gefordert. Unerbittlicher Eifer soll die Erinnerung daran aus der Gedächtnißfurche roden. Konvertiten sind fast stets Fanatiker; und gar Einer, der zweimal, unter Manchem verdächtigen Umständen, den Glauben gewechselt hat! Wenn Mehring nicht nur Marxens Haar und Bart, sondern auch Marxens Hirn hätte, wäre er vielleicht der Paulus des demokratischen Sozialismus geworden, der providentielle, der sacht faulenden Partei nachgerade unentbehrliche Mann, der das enge, lichtlose, keiner gesunden Entwicklung fähige Sektenbekenntniß zur Weltreligion erweitert, zu einem Menschliches menschlich sehenden Evangelium, mit dem sich auch ohne Engelsflügelchen leben läßt. Aber der vorzügliche Journalist war nie ein Finder neuer Wahrheit; selbst seine Bewunderer können keinen starken, vorwärts weisenden Gedanken nennen, der ihrem Gößen als Eigen gehört. So muß der einst Verehrte sich meist mit geringerer Arbeit begnügen, Tempelbiener und Straßensehrer, Bravo und Schinder sein. Wehe Jedem, den er auf Nebenpfaden ertappt, fern von dem rechten Weg, der — endlos, unabsehbar endlos — zur Expropriation der Expropriateure, zur Diktatur des Proletariates führen soll! Er ist ein verlorener Mann und wird in einem an Marxens kleinen, auch als Leistung kleinen und als Muster nicht zu empfehlenden Schriften geschulden Stil so unbarmherzig zerbläut, daß er sich in der Sonne nicht mehr sehen lassen kann. Allen ist so ergangen, die von einer zeitgemäßen Revision des veraltenden Marxistenprogrammes träumten und schüchtern anzudeuten wagten, das kommunistische Manifest habe heute, nach fünfundsünfzig Jahren, nach Darwin und Wallace, nach völliger Umgestaltung aller Lebensbedingungen, des Verkehrs, Waarentransportes, Geldwesens, der Fabrikation und politischen Expansion, nach der zweiten, für die Weltwirthschaft wichtigeren Entdeckung Amerikas, nach dem Schwinden europäocentrischen Wahnes, habe jetzt nur noch historischen Werth. Ein hübsches Schauspiel, daß ein Einzelner, ein so sündiger, oft gestrauchelter Mensch, der nicht reden, nicht kandidiren darf und immer, ein Holstein der rothen Diplomatie, im dunkelsten Hintergrund bleiben muß, Leute wie Kuer, den stärksten Kopf, und Bollmar, die lichteste, lockendste Mannesgestalt der Partei, Jahre lang in Schach halten, verärgern, von aller Initiative wegeln kann. Daß die Führer der Gewerkschaften, der Nährer und Blutbildner des käm-

pfenden Sozialismus, keine Aussicht haben, sich vor dem endgiltigen Bankrott der Nichtsalzpolitiker zur Geltung zu bringen, weil ein von der Partei bußfertig in Gnaden aufgenommener, von der Partei bezahlter Scharfschreiber solche Geltung nicht will. Daß drei Millionen mündiger Männer an die Urne getrieben wurden, damit die Stahlfedertyrannis des Genossen Mehring fortan noch fester begründet sei. Ist in Alledem nicht die selbe feige, bequeme Kraftlosigkeit spürbar, die selbe Sucht, um jeden Preis schnell die Massengunst zu erschmeicheln, die selbe Korruption, die in Dresden zu Tage trat? Den Helden des Kneipenkonventes konnte ich das Wort des Sieyès zurufen: *Ils veulent être libres et ne savent pas être justes!* Die von Mehrings Feder Geschreckten darf der Monarchist fragen: Fluchtet Ihr den Fürsten, um Euch von der Hand Eurer Diensthoten fuchteln zu lassen?

Genosse Mehring ist auch mitschuldig daran, daß Genosse Heine in der Partei nicht die Rolle spielen kann, die seiner Bildung, der Flinkheit seines Geistes gebührt. *Hinc illae lacrimae.* Ein Weiser aus Morgenland hat einst gewarnt, sich mit Mehring zu verfeinden; denn „so gemein wie Der könne doch kein Anderer werden.“ Und Heine empfindet seine konservativ-antifemistische Studentenvergangenheit, so wenig sie ihn bemalekt, wie eine wunde Stelle auf seiner Haut und weiß: gerade in diesen Fleck würde das böse Fränzchen sein Gift spritzen. Denn Mehring, der sündenlos Reine, verzeiht Andern niemals einen Gesinnungswechsel, auch politisch Halbwüchsigen nicht, und ist, wenn nicht alle Zeichen trügen, augenblicklich mit dem für Zeit und Ewigkeit und besonders offenbar für seine Partei ungeheuer werthvollen Nachweis beschäftigt, daß ich Berruchtester aller Berruchten anno 1892 „angehender Sozialdemokrat“ war, — gleich nach der Ausgabe der Apostata-Bände, in denen die Artikel „Nicata und Erfurt“, „Genosse Schnialfeld“, „Bei Bismarck a. D.“ stehen, in den Sommer- und Herbsttagen, wo der selbe Mehring, der Bewunderer meines Charakters, Muthes, Talentes, mich täglich fast, seine Handschrift bezeugt es dem Blick noch heute, vergebens drängte, von „Nietzsche und Bismarck“ zu Marx und Bebel zu schwenken. Habeat. Zwischen Heine und Mehring kam also nie zu offenem Kampf. Jetzt aber — und hier bitte ich, auch ein grobes Wort nicht allzu dick anzukreiden —, jetzt hat Heine gegen Mehring aus dem Hinterhalt einen Streich geführt, zu dem er die Waffe mir abgeliefert hatte. Das war erbärmlich gegen Mehring, war niederträchtig gegen mich gehandelt. Deshalb nannte ich den Genossen Heine den Kopf des Wurmes. Und deshalb bin ich, leider, noch nicht mit ihm fertig.

Rasch für heute nur ein paar Worte über mein Verhältniß u Meh-

ring. Ich habe dem Mann nie das Geringste zu Leid gethan, nie ihn auch nur mit bewußtem Willen gekränkt. Er selbst hat in seiner Brochure „Kapital und Presse“ erzählt, daß ich, damals ein darbenender Anfänger, ein ganz ungewöhnlich artiges Anerbieten des Verlegers der Volkszeitung mit der ausdrücklichen Motivirung abgelehnt habe, mit einem Blatte, das durch die Mißhandlung Mehrings „diskreditirt“ sei, wolle ich nichts zu schaffen haben. Das ist für Einen, der nicht für sich allein Brot brauchte, immerhin eine anständige Leistung und sollte ihm von Dem mindestens nie vergessen werden, dem dieses — nicht ungeheure, aber fühlbare — Opfer gebracht ward. Mein früherer Freund, der mir so oft die Unwandelbarkeit seiner Gefühle betheuert hatte, ist anderer Meinung. Er hat mir in Brochuren, im „Vorwärts“, in der „Neuen Zeit“, trotzdem ich damals dem Sozialismus noch um Meilen ferner stand als heute, Hymnen gesungen und Jeden, der mich zu verdächtigen wagte, in seiner zierlichen Sprache einen Schuft genannt. Längst aber bin ich ihm zum Schuft geworden; zum größten im ganzen Land. Streber, Lügner, Fälscher, Betrüger, Neptil, Spion, Strolch: es giebt keinen Schimpf, keine Schande, die er mir nicht angeschrieben, angedruckt hat; und ich halte, seit er in einem Artikel über den Pommernprozeß durch stete Wiederholung meines, nur meines Namens den Glauben zu wecken versucht hat, ich, der Ankläger fleckiger Journalisten, sei der Angeklagte, Bestochene, Korruptirte, — ich halte seitdem die Wette, daß er sich auch in seiner jetzt angekünndeten Schrift nicht mehr zu überbieten vermag. Ich habe gegen dieses kindisch perverse Treiben nie Etwas gethan; mich nur manchmal gefragt, ob der Mann nicht am Ende ganz einfach wahnsinnig sei, und öfter, ob er denn wirklich vom Gelde deutscher Arbeiter bezahlt werde, um immer und immer wieder den für diese Volksschicht gänzlich gleichgiltigen Herrn Harden zu schimpfen. Es muß wohl so sein; und wenns die Sozialdemokratie nicht blamirt, daß in der selben Leipziger Volkszeitung, in der Bruno Schoenlanf so gern meine Artikel mit lobenden Glossen nachgedruckt und mein Wirken hitzig vertheidigt hat, ich nun alle paar Wochen als dernier des derniers vorgeführt werde: ich habe es sehr gut überstanden und, wie gesagt, nur darüber gestaunt, daß der Pressapparat einer Millionenpartei der läppischen Privatnachsucht eines armen Irrestinnigen ausgeliefert ist, den krankhafter Hang treibt, zu bespeien, was er gestern geküßt hat, und zu küssen, was er bespie. Vor vier Jahren schien eine Auseinandersetzung mir unvermeidlich. Mehring hatte ein wahres Lügengebirge mit einzelnen Stellen aus meinen an ihn gerichteten Briefen aufgeputzt — er ist der größte Virtuose ournalistischen Truges und hat

für Den, der nur ihn liebt, immer Recht —, ich mußte ihn mit Stellen aus seinen Briefen schlagen, thats so schonend wie möglich und konnte beweisen, daß sein ganzes Gethümm zusammengeswindelt war. Wer sich dafür interessiert, mag das Heft vom vierten März 1899 nachlesen. Natürlich wuchs nun die Wuth. Ich antwortete nie und freute mich, in meiner Zeitschrift anerkennende Kritiken der besseren Arbeiten Mehrings (von Zentsch und Ernst) veröffentlichen zu können. Aus meinem Abwehrartikel wissen die Genossen und Todfeinde Mehrings, daß ich gute Waffen gegen den ihnen so Fürchterlichen habe; wie gute, wissen auch sie nicht, die nur einzelne Briefe Mehrings und keinen Brief Schoenlanks kennen. In den ersten Tagen dieses Jahres 1903 bat mich Herr Heine, ihn Mehrings Briefe lesen zu lassen; ich ließ ihm einige und er gab sie nach etlichen Wochen zurück. Ungefähr um die selbe Zeit kam ein neuer Anfall. Die hochnothpeinliche Frage, ob Herr Göhre, Frau Braun, Herr Bernhard für die „Zukunft“ schreiben dürften, diese für mich, für das Wohlergehen meiner Wochenschrift recht unbeträchtliche Frage wurde vom Polizisten Mehring aufgeworfen, vom Erzengel Mehring natürlich schroff verneint; und abermals das ganze Register meiner Kuchlosigkeiten aufgerollt. Ein Verede, an dem ich schuldlos war, muß in der mißtrauischen Laaienseele wohl die Wahnvorstellung geschaffen haben, ich strebe nach Einfluß auf die Sozialdemokratie, wolle am Ende gar in die Partei treten. Daß ich nie an Aehnliches gedacht habe, nie daran denken werde, brauche ich hier nicht zu sagen; und die Genossen Vollmar, Bloss, Heine, Südekum, Bernhard, Braun wissen es sehr genau. Einerlei. Mehring raste, als stehe Hannibal vor dem Thor. Und nicht minder laut raste im anderen Lager das ethische Pumpgenie Heinrichs Braun und seiner Gehilfin, Gefährtin. „Unerhört!“ „Ein Mann wie Sie, der sich um die Partei so große Verdienste erworben hat!“ „Schmach und Gram!“ Am einundzwanzigsten März baten sie mich zum Kriegsrath und legten mir ihr „Material“ gegen den Erbfeind vor; die alten Geschichten: Mehrings gräuliche Verleumdungen der vom Sozialistengesetz geknebelten Partei, Gartenlaubenartikel, Hasenclevers Rede, — Alles, was Heinrich der Alchemist im September jetzt dem Parteitag aufgetischt hat. Le geste était beau; und der Endreim war: ich müsse die Sache in Fluß bringen. Am Besten durch eine Privatklage c/a Mehring. Ich war kühl geblieben und mußte nun lachen. Jetzt plötzlich klagen? Zwei Schöffin um die Feststellung bitten, daß ich nicht bestochen bin, das Deutsche Reich nicht für Rubelsold verrathen und sogar Taschendiebstähle und Lustmorde nur selten verübt habe? Die Klage hätte doch nur einen Sinn, wenn ich die Genossen als Zeuge lüde und eidlich aus-

sagen ließe, was sie von Mehring wissen. Das wäre ihnen, die nicht an Ueberfälle trotzigen Heldenmuthes leiden, damals noch höchst unbequem gewesen. Schwören und sprechen mußten sie freilich, wenn ich sie lud; doch nur einem kurzsichtigen Narren konnte einfallen, die Partei vor die Frage zu stellen, ob sie für Mehring, ihren bewährtesten Langenknecht, oder für Harden, ihre bête noire, optiren wolle. Der Fall Mehring, sagte ich in der Uhlandstraße damals, sei für mich erledigt; ich wolle den Mann weder aus seiner Stellung noch ins Gefängniß bringen und ehre die Erinnerung an eine Jugendfreundschaft, wenn ich ihn ungestraft schimpfen lasse. Das habe ich dem Genossen Heine und dem Genossen Bernhard in ruhigen Stunden wiederholt. Kein persönliches Interesse an, kein Bedürfniß nach einer Abschlichtung Mehrings; nur wenn politische Pflicht es dringend heische, würde ich dem widrigen Handel nicht ausweichen. Was kommen sollte, sah ich freilich nicht voraus... Herr Wolfgang Heine ist kein Narr; ein machiavellisch gefühlter Kopf. Er wollte den ewigen Mehring vom Halse haben und sah, als die Zeit ihm erfüllet schien, sofort ein, daß, wer Mehring zur Strecke bringen wolle, Harden der Meute preisgeben müsse. Und das Unbeschreibliche ward nun leichten Herzens gethan.

Das zeitlich letzte Urtheil, das ich vor dem Parteitag hier über Wesen und Werth der Sozialdemokratie fällte, hatte ich meinem lieben Junker Moritz auf die Lippe gelegt. In seinem am vierten Juli 1903 in der „Zukunft“ veröffentlichten Brief an Rinas Schwesterherz sagte er: „Soll durchaus (über das Ergebnis der Wahlen) gestaunt sein (wofür ich nicht sehr bin), dann darüber: daß sich das Centrum, sammt seinen Arbeiterbataillonen, wider alle Stürme hielt und, noch mehr, daß, nach unverzeihlichen Todsünden, einundsiebenzig Konservative in den Reichstag zurückkehren konnten.“

Nicht über das Wachstum der Sozialdemokratie; nicht eine Minute, mesfrouw. Nur das Tempo, nicht die Thatsache war zweifelhaft; und dem Tempo wurde in den letzten sechs Monaten ja mit Feuereifer von den Spitzen der Pyramide her nachgeholfen. Mit Bagke stimme ich darin überein, daß auch die Rothen nicht herzen können; nur verlange ichs gar nicht. Sie gehen mir, mit Roheit und Moralprediger-sentimentalität, oft genug auf die Nerven; Theorie: Jeder ist durch ökonomische Determination gebunden, Praxis: hie Helden, hie Schufte. Und eine gräuliche Rachsucht, der keine Strafe für den andern Klassirten hart, kein Schimpfwort rüde genug ist; Tschandalar-essentiment nennt's Niebische. Aber was wollen solche Kinderkrankheiten, was will solche Kriegerrausheingigkeit (halten zu Gnaden!) gegen die ungeheure Leistung sagen! Die Einzigen, die (fast immer) glauben, was sie sprechen, und



an den Glauben die Existenz oder doch ein Stück davon setzen. Die Einzigen, die den Millionen da unten Nahrung bieten, in dunkle Seelen einen Lichtschein senden und . . . Nur nicht etwa pathetisch werden, Jubelgreis; der Faden läuft ohnehin spät und früh von der Reichsspule. Also ganz simpel, daß die von den Rebelleuten geleistete Volksbildung, Volksdrillung, Volksidealisirung gar nicht ersetzt werden könnte und daß man die Sozialdemokratie (ohne die wir auch industriell nicht an der Spitze marschirten) von Staates wegen erfinden müßte, wenn es sie nicht schon gäbe. Da hast Du mein Credo. Heißt: ich glaube. Hier aber haperts. Ich glaube nämlich nicht. Glaube nicht, daß man mit gleichen Rousseaumenschenrechten und nach Ausschaltung der Profitbegierden mit der bête humaine gedächlich wirthschaften könnte. Optimistischer Christenwahn; und schon den pessimistischen, der den Menschen für grundschlecht, nur in der Hygiene des Leidens erträglich hält und mir deshalb näher lag, ließ ich in Unterprima. Deshalb bin ich so bedenklich; und so zum Heulen unglücklich, daß ich nicht glauben kann. Sonst, ma mie, hielten alle Peers von Preußen und Umgegend mich nicht: als Gemeiner träte ich in die Rote und wäre ein seliger Mann, — selbst wenn ich aus sicherem Zeugniß vernähme, daß achtundzwanzig nachweisbare Ahnen den schwärzesten Theil ihrer noch unzerfressenen Leiblichkeit sargbedelmwärts gewendet haben.

Daß es, Edelste, hienieden mehr Hungernde als Satte giebt, dürfte als unbestritten vorauszusetzen sein. Ergo müssen, bei gleichem politischen Recht, die Satten in die Minderheit kommen, sobald die Hungerigen ihre Kraft kennen und sicher sind, die frei geäußerte Meinung nicht allzu schwer büßen zu müssen. Das wußte Bismarck; rechnete aber darauf, daß er die Nation stets ernsthaft beschäftigen könne und ein zu hohen Zielen aufblickendes Volk sich nie in radikale Mystik verirren werde. Heute? Die unfruchtbarste, an Schöpfergedanken ärmste Politik, die zu erdenken ist; eine Verlogenheit in allem öffentlichen Leben, wie ich sie (nur in Historie halbwegs beschlagen) in keiner dem Vergleich zugänglichen Epoche gefunden habe. Dabei ewige Illumination, Fahnen, Schützenfeststimmung, — die alte Veier, die ich Dir nicht zu schlagen brauche. Noch nicht Alles: ein Monarch, der über die Tendenz der Zeit völlig getäuscht wird und nicht heilvoll wirken könnte, selbst wenn er noch zwanzigmal begabter wäre. Der in seinem Reich sechzig Millionen Menschen bessern und belehren möchte, alle Stände, Klassen, Berufe, während der Moderne nur aus eigenem Erleben noch lernen will und Präzeptoren höchstens auf dem engsten Gebiet ihrer Sachverständigkeit anerkennt. Es geht nicht. So kann heute nicht mehr regirt werden, auch nicht vom lautersten Senie; so wird de facto nicht in

Rußland mehr regirt. Daß kein Kanzler es sagt, ist das Schlimmste vom Schlimmen. Und ein Glück, wenn das Volk selbst es wenigstens mal klar zu verstehen giebt. Drei Millionen wahlmündiger Republikaner im Deutschen Reich. Das ist nicht zu überhören. Ursache? Die Sozialdemokraten machen sich selbst und ihren Sieg klein, wenn sie ihn mit dem Brotwucher motiviren. Einen Blick auf die Ziffern. 1881: 311961, 1884: 549990, 1887: 763128 sozialdemokratische Stimmen; allmähliches, dem Vormarsch der Industrie entsprechendes Steigen also (und 87 kam doch der Fünfschilling). 1888 Adver'vetoen ersten Kaiser, Wilhelm der Zweite bestiegt den Thron, Bismarcks Macht welkt und 1890 hat die Stimmenzahl sich plötzlich verdoppelt: 1 427 298. Jetzt, im sechzehnten Jahr der Regierung eifernden Wohlwollens: vervierfacht; und darüber . . . Was ich „eigentlich dazu sage“? Ich war des Königs Diener und bin Dein Bruder, Senior und Sklave Moritz.“

Selbst wer die „Zukunft“ nur selten gelesen hatte, wußte, daß Moritzens mein Credo war; gewiß nicht das eines Sozialdemokraten, doch, scheint mir, auch nicht Eines, den man zwei Tage lang und einen halben mit Kothklumpchen bewerfen mußte. Hinter der junkerlichen Redeform, die den erdichteten Menschen lebendig machen sollte, spürt Jeder, der lesen kann, meine hohe Schätzung der Proletarierpartei, meine Hoffnung auf den dauernden Werth ihrer Kulturarbeit, meinen Schmerz, ihr nicht gläubigen Herzens anhangen zu können. Wenn diese Partei wirklich, wie ihr Führer beehrte, nie schlimmer gescholten ward als von mir, mag sie frohlocken. Unter Verständigen galt bisher das letzte Urtheil, das Einer spricht, für das einzige, das er zu verantworten hat. Warum kramte man elf Jahre alte Satiren aus, statt sich an diesen Artikel zu halten oder an die im zweiten Augustheft veröffentlichte Notiz, die über den rothen Reichstagspräsidenten spricht und den Genossen Bebel mindestens eben so gut wie den Genossen Bollmar behandelt? Warum ward der tote Joest über Sibirien, nicht der lebende Sombart citirt, dessen kluge Verherrlichung Margens und Engels' kein anderes „bürgerliches“ Blatt gebracht hätte? Warum der ganze Lärm?

Ein nicht schlecht geschriebener Artikel des Kieler Sozialistenblattes, der mir vorgestern ins Haus geschickt wurde, giebt die Antwort. Da steht: „Die ‚Zukunft‘ hat oft auch Besinnung genug gehabt, um die Verdienste und die Bedeutung der Sozialdemokratie in einem Maße anzuerkennen, wie es sonst kein bürgerliches Blatt that . . . Der ‚Zukunft‘ ist Unrecht geschehen . . . Aber freilich: so lange der Verdacht besteht, daß Harden das Gift kochte und die Waffen schärfte, mit denen Bernhard schoß und die Debatte vergiftete,

kann man es einer so ehrlichen und zugleich so impulsiven Natur wie Bebel nachfühlen, wie es kam, daß er die „Zukunft“ so in den Vordergrund setzte.“ Ein nettes Verfahren. Wenn der Kaiser die Führer des Proletariates Verführer und Mörder schilt, bäumt sich Bebel in Krämpfen und schmettert im Drometenton, ein öffentlich Wirkender dürfe nicht jähen Impulsen folgen. Wenn Bebel, auf bloßen Verdacht hin und auf Grund albernster Fälschung, einen Menschen verruft, verbrüllt, ist er ein ehrlicher Mann, eine impulsive Natur und frischen Vorbers würdig. Mag sein. Ich habe weder Zeit noch Lust, „Gift zu kochen“, das den Herrn Mehring umbringen soll. Ich glaube nicht, daß er da, wo er sich jetzt alternd verwurzelt hat, umzubringen ist, wünsche es auch gar nicht; so weit geht, liebe Leute, meine Sorge um das Gedeihen der Sozialdemokratie denn doch nicht. Der Thatbestand ist ganz anders. Am neunten September veröffentlichte der Genosse Mehring gegen mich einen seiner pugigsten Lügenartikel, den er dann in vierhundert Exemplaren dem Parteitag zuschickte; der alte Kohl, den Bebel, wie sich gehört, eifrig repetirte. Am elften September fand ich heimkehrend ein Telegramm aus Tegernsee. Hier der Wortlaut: „Sendet mir damals anvertraute Originalbriefe Sonnabend Dresden Hotel Albertshof. Heine.“ Sonnabend? Die Verhandlungen sollten erst Montag beginnen. Nicht nur deshalb mußte ich annehmen, Heine wolle die Parteigeronten zusammenerufen und ihnen sagen: „Hier der Beweis für die tolle Pseudologie dieses Mannes; pensionirt ihn oder laßt ihn wenigstens ein paar Monate von einem Psychiater beobachten!“ Ich nahm, was ich rasch fand, schickte es nach Dresden und ersuchte um schleunige Rücksendung, sobald Heine die Briefe nicht mehr brauche. Er hat sie nicht gebraucht, hat sie einfach, ohne mich auch nur zu fragen, dem Genossen Bernhard gegeben, der damit sein häßliches Heldenstück wider Mehring verübte. Von Alledem mußte, ahnte ich nichts. Nach zehn Tagen, nach zwei schroffen Depeschen, die Heine sehr unsanft an die Pflicht zur Rücksendung mahnten, hatte ich endlich mein Eigenthum wieder in Händen. . . Darüber wird noch Einiges zu sagen sein.

„Gardens Verfahren spricht aller Sittlichkeit Hohn“: so ungefähr stand's in Dugenden rother Blätter. Natürlich: wer nachts überfallen wird, soll die Waffe, die einzige, die er hat, in der Tasche behalten und sittsam sich meucheln lassen. Was ging Eure schmutzige Wäsche mich an? Warum kamt Ihr zu mir? Ich lud Euch nicht, schwayte Euren Keger nicht aus. Jetzt habt Ihr versucht, Euren Unrath auf die Arbeit abzuladen, der, mag sie gut oder schlecht sein, seit elf Jahren jeder meiner Athemzüge gehört. Deshalb schlage ich Euch den nicht nach Myrrhen dustenden Eimer aus der Hand und zeige, daß ich mich rein hielt und daß Eure Unsauberkeit himmelan stinkt.



Geschlechtliche Fortpflanzung.

Die Fortpflanzung ist entweder ungeschlechtlich oder geschlechtlich; im ersten Fall beruht sie lediglich auf der Zelltheilung, im zweiten Fall auf einer Verbindung von Zelltheilung und Zellverschmelzung. Die ungeschlechtliche Fortpflanzung ist am Leichtesten bei den einzelligen Organismen zu verstehen; die Zelltheilung liefert hier Produkte, deren jede der Mutterzelle gleicht. Aber auch sie macht bereits dem Verständniß Schwierigkeiten bei der Fortpflanzung der mehrzelligen Organismen. Denn hier muß gleichsam die gesammte Struktur des mehrzelligen Organismus eine Reduktion erleiden oder in eine einzige Zelle, die Fortpflanzungszelle, hinein zusammengepreßt werden, um als Anlage für die Entwicklung eines mehrzelligen Organismus von gleichem Bau zu dienen. Damit thut sich das große Problem der Vererbung auf, das einer eigenen Betrachtung bedarf. Lassen wir diese hier als bloße Thatsache gelten, die uns auf Schritt und Tritt in der Natur begegnet, so entsteht die weitere Frage: Warum hat es nicht bei der ungeschlechtlichen Fortpflanzung sein Bewenden und warum sehen wir in den höheren Pflanzen und Thieren fast ausnahmslos die ungeschlechtliche Fortpflanzung durch eine geschlechtliche ersetzt? Mit anderen Worten: Welche Vortheile erreicht die Natur durch die geschlechtliche Fortpflanzung, die sie durch die ungeschlechtliche nicht auch erreichen könnte?

Dreierlei zeigt uns die Beobachtung als Wirkung der geschlechtlichen Fortpflanzung: 1. Die Befruchtung giebt dem Ei einen äußerst kräftigen Entwicklungsanstoß; 2. die Begattung artgleicher Individuen löst die Abänderungneigung innerhalb des Arttypus aus, die Kreuzung artungleicher Individuen erregt eine Variationstendenz überhaupt; 3. die Begattung innerhalb der Art wirkt als Ausgleich auf alle Variationstendenzen, die den Arttypus bei einzelnen Individuen abzuändern streben, dient also als Mittel, um die Beständigkeit des Arttypus zu sichern, oder als Regulator der Konstanz.

Unbefruchtete Eier von zweigeschlechtlichen Pflanzen- und Thierarten bedürfen eines Reizes, um in die Entwicklung einzutreten. Als solche Reize können bei Feuerbohnen sehr verdünnte Lösungen von Pflanzenalkaloiden dienen, bei Seidenspinnereiern Schwefelsäure, bei Froscheiern Sublimatlösung, bei Seeigeln Chlor-magnesiumlösung oder wässriger Spermaextract, der nichts von den Formbestandtheilen der Spermienkerne enthält. Wie sehr das Eindringen einer Spermie in das Cytoplasma noch vor der Berührung des Eiternes auf diesen als Reiz wirkt, sieht man an den lebhaften amöboiden Bewegungen, in die er geräth. Von den unbefruchteten Eiern parthenogenetischer Schmetterlinge bleibt immer ein großer Theil unentwickelt, während die befruchteten sich fast alle entwickeln. Bei gewissen Schmetterlingen (*Liparis*)

entwickeln sich unbefruchtete Eier nur bis zum Raupe stadium und die durch künstliche Reize zur Entwicklung veranlaßten Wirbelthiereier gelangen zu keiner vollständigen, abschließenden Entwicklung, sondern bleiben früher oder später auf einer unvollendeten Stufe stehen. Der Reiz der Befruchtung scheint also kräftiger zu wirken als der künstliche. In manchen Fällen scheint die Befruchtung nöthig zu sein, um dem Ei als Reiz für den Abschluß seiner Reifung zu dienen, durch den es erst befähigt wird, in den Furchungsvorgang einzutreten.

Der Reiz der Spermie auf das Ei ist seinem Grade nach davon abhängig, daß beide zwar gleichartig, aber doch bis zu einem gewissen Maße verschieden sind. Selbstbefruchtung einer Pflanze wirkt als ein geringerer Reiz als Befruchtung durch den Blütenstaub eines anderen artgleichen Individuums. Kreuzung von einander nicht zu fern stehenden Rassen der selben Art wirkt als Auffrischung, während Inzucht die Rasse trüg dahindämmern läßt und um so schädlicher wirkt, in je engerem Kreise sie sich vollzieht. Rein erhaltene Stämme und menschliche Berufsstände werden schwerfällig, konservativ, passiv; geschichtliche Leistungen gehen immer von Stämmen und Ständen aus, die durch Blutmischung in einen Zustand erregbarer Aktivität versetzt sind. Aber die zu kreuzenden Rassen dürfen einander auch wieder nicht zu fern stehen, sonst nimmt der Entwicklungreiz der Befruchtung wiederum ab; Das sieht man schon bei der Kreuzung fernstehender Menschenrassen, noch mehr an der Unfruchtbarkeit der meisten artungleichen Verbindungen oder doch der aus ihnen entspringenden Bastarde. Das Maximum des Reizes liegt bei einem bestimmten Optimum der Ähnlichkeit und Verschiedenheit.

Weil jeder Entwicklungreiz auch als Reiz für gesteigerte Entfaltung der Lebens thätigkeit dient und jede gesteigerte Entfaltung der Lebens thätigkeit sich als Verjüngung darstellt, hat man auch wohl die Befruchtung als ein Mittel der Verjüngung bezeichnet. Gewiß mit Recht, sofern man unter Verjüngung nichts weiter versteht als eine in der Entwicklung sich befindende gesteigerte vitale Aktivität. Aber der Begriff der Verjüngung verknüpft sich leicht mit mythischen Nebenvorstellungen, wie sie in der Sage vom Vogel Phönix verbildlicht sind, und solche unklare Nebenvorstellungen sind unbedingt zurückzuweisen.

Jeder Gärtner weiß, daß die von ihm oder Anderen gezüchteten Spielarten durch geschlechtliche Fortpflanzung (Ausfaat) nicht zu erhalten sind, sondern der ungeschlechtlichen Fortpflanzung durch Ableger, Stecklinge, Knospen u. s. w. bedürfen; sofern aber die Pflanzen zu solcher Fortpflanzung nicht geeignet sind, muß das Pfropfen oder Okuliren zu Hilfe genommen werden, bei dem eine geschlechtlich entstandene Pflanze als Nährboden für die ungeschlechtliche Vermehrung der bestimmten Varietät dient. Die ungeschlecht-

liche Vermehrung erhält also die einmal entstandenen Abänderungen aufrecht, die geschlechtliche nimmt sie in den Typus der Stammart zurück. Die erste liefert Individuen, die in allen Zügen dem Mutterindividuum möglichst genau gleichen; die zweite dagegen greift auf die ererbten Anlagen der Stammart mit allen Abweichungen zurück, die jemals unter den direkten Ahnen der beiden Eltern schon vorgekommen sind. Die erste hält sich an die Modifikationen, die das Krimplasma in den Körperzellen des Mutterindividuums erlitten hat; die zweite reduziert die Leistungen der Ahnenreihe innerhalb des Arttypus auf eine Gesamtanlage, in der zwar der Normaltypus der Stammart überwiegt, die aber auch allen Fluktuationen des Typus innerhalb seiner Grenzen Spielraum beläßt.

Blickt man auf diesen Spielraum der Fluktuationen des Typus innerhalb seiner Grenzen, so erscheint die geschlechtliche Fortpflanzung als ein Hilfsmittel zur Beförderung der Variation im Gegensatz zu der ungeschlechtlichen Fortpflanzung, die nach Erhaltung der zuletzt erreichten Abänderung strebt. Blickt man dagegen auf das Uebergewicht des Normaltypus in der Keimanlage und die aus ihm folgenden Rückschläge aller Spielartennachkommen in die Stammart, so erscheint die geschlechtliche Fortpflanzung als ein natürlicher Regulator der Artkonstanz im Gegensatz zu der ungeschlechtlichen Fortpflanzung, die die Neigung hat, die Arten durch Erhaltung jeder einmal entstandenen Varietät in viele Varietäten zu spalten. Aus diesem doppelten Gesichtspunkt erklärt sich, daß ein Theil der Biologen die geschlechtliche Fortpflanzung bloß als Hilfsmittel der Artenabänderung feiert, während der andere Theil in ihr bloß den Regulator der Artbeständigkeit erblickt.

Es ist wohl zu beachten, daß die Abänderungen, die aus der geschlechtlichen Fortpflanzung zwischen artgleichen Individuen entspringen, nach unseren Erfahrungen ausschließlich innerhalb der Grenzen des Arttypus liegen und um den Normaltypus herum schwanken, aber keinerlei Tendenz zeigen, sich fortschreitend von ihm zu entfernen oder gar zur Entstehung neuer Arten zu führen. Sie bilden nur gleichsam den Pendelschlag der Variationstendenz, der um die Ruhelage des Normaltypus schwingt und aus jeder Abweichung um so stärker in sie zurückgravitirt, je weiter er sich von ihr entfernt hat. Noch ganz andere Bedingungen und Einflüsse müssen hinzutreten, um an die Stelle der fluktuirenden eine progressive Variation zu setzen, Das heißt: um eine Art in eine andere umschlagen zu lassen; die Variation der geschlechtlichen Fortpflanzung durch artgleiche Individuen allein ist dazu ganz unfähig.

Nur wenn artungleiche Individuen sich kreuzen, können neue Arten entspringen, die einige Merkmale der einen Art mit einigen Merkmalen der anderen Art verbinden, vorausgesetzt, daß die Bastardarten fruchtbar bleiben und sich durch geschlechtliche Inzucht fortpflanzen. Bastarde haben in ihrem

ererbten Keimanlagen einen weit größeren Variationspielraum; denn in ihnen addiren sich nicht nur die Variationspielräume der beiden elterlichen Arten zu einander, sondern zu diesen auch noch der aus dem Abstand beider Arten entspringende Variationspielraum, der alle möglichen Kombinationen von Merkmalen beider Arten umfaßt. Daher ist es kein Wunder, daß solche Bastarde auch eine viel stärkere Variationstendenz zeigen als reine Arten. Wenn Weismann die sexuelle Variation auf die mannichfachen Kombinationen der Kernschleifen in den beiden verschmelzenden Fortpflanzungszellen zurückzuführen sucht, so findet diese Ansicht in der Erfahrung keine Bestätigung. Denn die Thiere, deren Fortpflanzungszellen eine große typische Zahl von Kernschleifen haben, müßten danach viel variabler sein, weil die Zahl der möglichen Kombinationen mit der Zahl der kombinirbaren Elemente sehr rasch wächst; sie zeigen aber thatsächlich keine größere Variationstendenz als die mit kleiner Kernschleifenzahl.

Solche Abänderungen einer Art, die nur in einzelnen oder wenigen Exemplaren auftreten, werden durch die geschlechtliche Fortpflanzung wieder ausgeglichen. Denn es stehen den wenigen abgeänderten Exemplaren viele des Stammtypus gegenüber; und die aus solchen Kreuzungen hervorgehenden Nachkommen gewinnen in Folge größerer Lebensfähigkeit und Fruchtbarkeit stets das Uebergewicht über die Nachkommen, die aus der Inzucht der abgeänderten Minderheit entspringen. Deshalb muß die geschlechtliche Fortpflanzung dahin wirken, daß nur solche Abänderungen sich dauernd erhalten können, die in Folge besonderer Reaktionen auf dauernde äußere Reize bei einer größeren Zahl von Individuen gleichzeitig auftreten oder die sich in mehreren Generationen gleichartig wiederholen. Abänderungen an einzelnen oder wenigen Individuen können sich nur dann erhalten, wenn ihre Kreuzung mit der Stammart durch natürliche oder künstliche Absonderung verhindert wird.

Wäre in der ganzen Natur keine andere Art der Fortpflanzung als die geschlechtliche zu finden, so würden wir sehr geneigt sein, die Zellverschmelzung für eine unerläßliche Bedingung der Fortpflanzung zu halten. Jetzt können wir nur sagen, daß für bestimmte höhere Organismenarten die Befruchtung unerläßliche Bedingung der Fortpflanzung zu sein scheint, weil und sofern sie einmal auf diesen Reiz abgestimmt sind. Aber so wenig die kunstvollen Einrichtungen zur Verhinderung der Selbstbefäugung bei vielen Pflanzenarten Etwas dagegen beweisen, daß andere, oft nah verwandte Pflanzenarten mit Selbstbefäugung dauernd vortreflich gedeihen, eben so wenig beweist die weite Verbreitung der geschlechtlichen Fortpflanzung, daß es nicht auch ohne sie geht bei allen solchen Arten, die nicht auf den Befruchtungreiz abgestimmt sind.

Bei vielen grünen Algen, bei manchen Phäosporoen, bei Dictyotaceen,

Florideen und einer ganzen Anzahl von Pilzen tritt die geschlechtliche Fortpflanzung fakultativ, Das heißt: unter bestimmten Umständen der Ernährung, Beleuchtung u. s. w. ein, die man experimentell herstellen kann. Bei manchen ungeschlechtlich fortwuchernden Algen findet die Bildung der Dauersporen auf geschlechtlichem Wege statt, während bei anderen Algen und Pilzen auch die Dauersporen auf ungeschlechtliche Weise gebildet werden. Bei den Diatomeen werden die Auxosporen, die den fortlaufenden Theilungsprozeß unterbrechen, geschlechtlich hervorgebracht, bei *Melosira* und anderen dagegen ungeschlechtlich; und zwar bildet *Rhabdonema arcuatum* die Auxosporen, ohne je in geschlechtliche Fortpflanzung eingetreten zu sein, *Synedra affinis* aber unter Verlust der geschlechtlichen Fortpflanzung. Bei den Infusorien genügt eine Befruchtung je nach der Spezies für 135 bis 450 Generationen; viele Pflanzen, zum Beispiel die Farren, leben im Generationenwechsel zwischen je einer geschlechtlichen und einer ungeschlechtlichen Fortpflanzung.

Es giebt hoch entwickelte Pflanzen mit ungeschlechtlicher Fortpflanzung, wie die Laminariaceen, und bei so hoch entwickelten Thieren, wie die höheren Insekten sind, kommt es vor, daß auf die schon lange besessene geschlechtliche Fortpflanzung wieder verzichtet wird, sei es zeitweilig in bestimmten Jahreszeiten, sei es dauernd für die Produktion eines der polymorphen Typen der Art. Um in solchen Fällen die typische Kernschleifenzahl trotz ihrer Reduktion auf die Hälfte im Ei aufrecht zu erhalten, sind besonders komplizierte Vorgänge nöthig, die überflüssig wären, wenn die geschlechtliche Fortpflanzung unter allen Umständen festgehalten würde. Dies Alles spricht dafür, daß noch auf ziemlich hohen Stufen der Organisation die geschlechtliche Fortpflanzung ganz wohl entbehrlich ist und keine erheblichen Vortheile gewährt, die nicht eben so gut auch ohne sie erlangt werden könnten.

Wir finden nicht, daß die ungeschlechtlich sich fortpflanzenden Arten an Variationspielraum hinter den geschlechtlich sich fortpflanzenden zurückstünden. Wenn wir Arten von etwa gleicher Organisationsstufe betrachten, so scheint die Variationstendenz von der ungeschlechtlichen oder geschlechtlichen Fortpflanzungsweise unabhängig zu sein. Wenn wir zu den Spaltalgen und Spaltpilzen hinabsteigen, so begegnet uns trotz ungeschlechtlicher Fortpflanzungsweise eine so große Wandlungsfähigkeit der Arttypen nach den Umständen, wie wir sie bei geschlechtlich sich vermehrenden Arten nicht kennen. Doch scheint auch die Beständigkeit des Arttypus trotz aller um die Norm fluktuirenden Variation bei den ungeschlechtlich sich vermehrenden Arten keineswegs schlechter gesichert als bei denen mit geschlechtlicher Fortpflanzung, trotzdem die ersten des Regulators entbehren, den die anderen besitzen. Eben so wenig leidet die Fruchtbarkeit bei der ungeschlechtlichen Fortpflanzung durch das Fehlen des Befruchtungszweiges; gerade unter den niederen Organismen giebt

es viele Arten, deren ganz erstaunliche Vermehrungsfähigkeit für einen ausreichenden Entwicklungstrieb der Fortpflanzungszellen ohne Befruchtungreiz bürgt.

Die Erfahrung lehrt uns, daß zahllose Arten mit geschlechtlicher Fortpflanzung ausgestorben sind, daß wiederum aber eine große Menge von Arten mit ungeschlechtlicher Fortpflanzung sich behauptet hat. Das heißt, daß die gleichzeitigen Arten mit geschlechtlicher Fortpflanzung nicht im Stande gewesen sind, sie im Kampf ums Dasein zu verdrängen und sich ganz an ihre Stelle zu setzen. Und Dies gilt nicht bloß für Arten sehr verschiedener Organisationsstufen, die überhaupt kaum mit einander in Wettbewerb treten, sondern auch für einander nah stehende Arten, von denen die einen die ungeschlechtliche Fortpflanzung noch beibehalten oder die geschlechtliche wieder aufgegeben haben, die anderen zur geschlechtlichen Fortpflanzung übergegangen und bei ihr stehen geblieben sind. Wir dürfen daraus schließen, daß jede der beiden Fortpflanzungsarten ungefähr das Selbe leistet für Organismen, die auf sie eingerichtet sind. Für Arten, die auf die ungeschlechtliche Fortpflanzung eingerichtet waren, konnte demnach die geschlechtliche Fortpflanzung erst recht keinen Vortheil im Kampf ums Dasein gewähren, da sie nicht einmal den auf sie eingerichteten Arten einen Selektionvorteil verschafft. Die Selektion konnte also auch keinen Beitrag liefern zur Begünstigung und Befestigung der geschlechtlichen Fortpflanzung bei ihrem ersten Auftreten inmitten von lauter solchen Arten, die sich ungeschlechtlich fortpflanzten.

Noch weniger ist dieses erste Auftreten selbst durch Selektion zu erklären, weil es nicht durch eine Häufung kleinster Abänderungen, sondern nur durch einen plötzlichen großen Schritt in umgekehrter Entwicklungsrichtung zu Stande kommen konnte. Die gradlinige Entwicklungsrichtung des Lebens geht auf Zellvermehrung durch Zelltheilung aus; die Zellverschmelzung aber führt das Gegentheil davon, nämlich eine Zellverminderung, eine Reduktion der bereits erreichten Zellenzahl herbei. Sie gleicht dem Zurückweichen eines Fußgängers um mehrere Schritte, der seine Wanderungsrichtung zeitweilig unterbricht und umkehrt, um durch einen Anlauf ein Hinderniß auf seinem Wege überspringen zu können. Die Zellvermehrung kehrt sich zeitweilig in Zellverminderung um, damit sie dann einen desto üppigeren Schuß in der Vermehrung thun kann. Dieser Bruch im gradlinigen Fortgang der Zellvermehrung, diese Retardirung durch zeitweilige Umkehrung der Entwicklungsrichtung ist durch keine Häufung kleinster Abänderungen erklärbar. Es kann wohl das Zurückweichen um einen oder mehrere Schritte stattfinden; es können sich einzellige Organismen zeitweilig ohne Substanzaustrausch aneinanderlegen und sich bloß dynamisch anregen; oder ihr Plasma zeitweilig mit einander verschmelzen ohne Kernverschmelzung und sich dann wieder trennen (Plastogamie); oder endlich auch ihre Kerne verschmelzen und zu einer Zelle ver-

bunden bleiben. Aber jeder dieser Schritte läuft der normalen Entwicklungsrichtung zuwider und bedarf deshalb besonderer Erklärung. Zelltheilungsprodukte können ihre Trennung suspendiren, um einen mehrzelligen Organismus zu bilden, aber sie verschmelzen weder mit einander noch wirken sie auf einander als Zelltheilungsreiz. Zellen verschiedener Herkunft pflegen einander abzustößen, aber nicht anzuziehen und in keinem Fall verschmelzen sie mit einander. Selbst gleichartige Fortpflanzungszellen verschiedenen Geschlechtes haben nur eine kurze Reifezeit, in der sie verschmelzen, und gehen nach unbenutztem Ablauf dieser Reifezeit bald zu Grunde. Dies deutet eben so wie der periodische Eintritt der Reifezeit für eine oder mehrere Fortpflanzungszellen in einem Organismus darauf hin, daß die zur Verschmelzung führende Anziehung Ergebniß besonderer mechanischer Vorkehrungen ist.

Wenn wir nun doch die geschlechtliche Fortpflanzung in den höheren Pflanzen und den Wirbeltieren als die allein herrschende und selbst auf niederen Stufen weit verbreitet sehen, so können wir nicht umhin, nach deren Zweck zu forschen, der anderswo liegen muß als in einem Selektionsvorteil. Die geschlechtliche Fortpflanzung löst gewisse Aufgaben (Entwicklungsreiz, Variationspielraum, Beständigkeitregulator) auf dem Wege erkennbarer mechanischer Hilfsmittel, die bei der ungeschlechtlichen Fortpflanzung zwar auch gelöst werden, aber nicht durch uns erkennbare mechanische Hilfsmittel. Es ist nicht ausgeschlossen, daß auch bei der ungeschlechtlichen Fortpflanzung namentlich der höher organisierten Arten solche mechanische Hilfsmittel bestehen, die wir bloß noch nicht erkannt haben; aber jedenfalls sind sie dann sehr viel verborgener und zugleich unvollkommener als die durch die geschlechtliche Fortpflanzung dargebotenen.

Nun besteht aber der Fortschritt der Organisation wesentlich darin, daß für die besonderen Aufgaben des Lebens immer mehr besondere mechanische Hilfsmittel bereitgestellt werden. Je höhere und mannichfachere Aufgaben das Leben zu bewältigen hat, je verwickelter und feiner seine Leistungen werden, desto nöthiger wird die Mechanisirung des anfänglich autonom Vollbrachten durch materielle Strukturen und mechanische Vorkehrungen, damit die autonomen Reaktionen sich immer mehr ausschließlich dem Ausbau der Details und der Steigerung und Verfeinerung der Gesamtleistung zuwenden können. So bedeutet auch die geschlechtliche Fortpflanzung eine dem Lebensprinzip Kraft ersparende Maschinerie, die auf den niederen und mittleren Stufen der Organisation noch entbehrlich ist, auf den höchsten aber nicht mehr. Die weite Verbreitung der geschlechtlichen Fortpflanzung auch auf den niederen Organisationsstufen stellt sich unter diesem Gesichtspunkt nicht als eine unmittelbare teleologische Forderung dar, sondern als eine mittelbare Vorbereitung der hier zwar noch ganz wohl entbehrlichen, hier aber auch leichter

zu präparirenden Maschinerie für die höheren Stufen, wo sie unentbehrlich wird und schwieriger nachzuholen wäre.

Wenn die teleologische Bedeutung der geschlechtlichen Fortpflanzung für das Pflanzenreich mit dieser krastersparenden Wirkung erschöpft ist, so erlangt sie im Thierreich noch einen höheren Sinn. Während nämlich die ungeschlechtliche Fortpflanzung im günstigsten Fall nur bis zu einer einseitigen mütterlichen Brutpflege führen kann, wird die geschlechtliche Fortpflanzung zur Grundlage der Ehe, der Familie und der geschlechtlichen Zuchtwahl. Sie führt die Geschlechter durch die Geschlechtsneigung zusammen und verbindet sie durch gemeinsame Brutpflege nicht nur mit den Jungen, sondern auch unter einander noch enger; sie veredelt den Typus durch geschlechtliche Auslese bei der Gattenwahl. So wird sie zur natürlichen Grundlage der wichtigsten Gemüthsbeziehungen und sozial-ethischen Einrichtungen und wirkt an der Verfeinerung und Höherbildung der Arttypen mit. Wenn wir heute noch in der Familie und Geschlechtsliebe die Zelle der Staatenbildung und den wichtigsten natürlichen Stützpunkt des Geisteslebens nach der Gemüthsseite hin sehen, so dürfen wir nicht vergessen, daß ohne die geschlechtliche Fortpflanzung in unserer thierischen Ahnenreihe der Menschheit diese Naturgrundlage ihrer Kulturentwickelung gefehlt hätte, und dürfen die Entstehung der geschlechtlichen Fortpflanzung im Thierreich auch für diesen Erfolg als eine teleologische Vorbereitungsstufe in Anspruch nehmen.

Großlichterfelde.

Eduard von Hartmann.



Frankreichs Furcht und Hoffnung.

Wenn der einzelne Mensch, vom Lebensgang gezwungen, ein gut Theil seines Selbstvertrauens aufzugeben und von allen Einbildungen abzulassen, sich zu einigermaßen richtiger Würdigung seiner Anlagen durchgerungen hat, so kommt er manchmal dahin, sich nach der Zeit zurückzusehen, da sein unberechtigtes Selbstgefühl ihm zwar mehr denn einmal eine zu vermeidende Niederlage zufügte, da aber die Selbstüberschätzung ihm auch wiederum eine Unternehmungslust, einen Wagemuth einflößte, an denen es ihm nun gebricht. Es gereicht nicht unbedingt zum Guten, sich so zu sehen, wie man ist. Sich zu mehr befähigt glauben, als man, streng genommen, kann, ist eine Stärke.

Wie dem Einzelnen, so geht es auch den Völkern. Freilich bilden National-eitelkeit und Selbstüberschätzung eine ungemaine Gefahr für sie. Wie die Geschichte lehrt, kann sie die Neigung, sich in schmeichelnden Illusionen zu wiegen, an den Rand des Abgrundes bringen. Das sah man in Däne-

mark 1864 und in Frankreich 1870. Das Erste, was also nach einem von Missionen herbeigeführten Zusammenbruch nothwendig wird, ist: die Erfüllung der Pflicht, dem Volk die Augen zu öffnen, ihm zu zeigen, daß seine scheinbare Macht Machtlosigkeit war, ihm ein lebendiges Bewußtsein seiner Schwächen und Fehler beizubringen. Eine undankbare, zeitraubende Aufgabe, die sich nur unter heftigem Widerstand lösen läßt, aber es ist die nächstliegende, unüber-springbare. Ist sie aber gelöst, dann zeigt sich, daß auch in der nothwendigen Verringerung des Selbstgeföhles eine Gefahr liegt, eine fast eben so große wie in der Einbildung. Denn die Vorstellung, die ein Gemeinwesen, eine Menschengruppe, eine Nation von sich hat, ist eine Kraft im Dienste dieses Gemeinwesens. Der Begriff, den ein Volk sich über seine Zukunft, seine Sendung macht, wird im hohen Grade mitbestimmend für diese Zukunft.

So dialektisch ist das Leben eingerichtet, daß die Wahrheit nicht immer zum Heil führt. In Renans „Priester von Remi“ ist die Hauptperson ein großer Reformator, der sich harmvoll selbst beschuldigt, die Vorurtheile, auf denen das Selbstgeföhle seiner Landsleute beruhte, gereizt und ausgerodet zu haben. Mit ihren Vorurtheilen taugten sie allerdings nicht viel; ohne ein kräftiges Selbstbewußtsein aber taugen sie gar nichts.

Ein Volk, das der Wirklichkeit nicht ins Auge zu schauen vermag, ist zwar unstreitig der Gefahr ausgesetzt, sehr unsanft aus seinen Träumereien gerissen zu werden; und wer den Schaden hat, darf für den Spott nicht sorgen. Doch ist keine Vorstellung für ein Volk so gefährlich wie die, im Rückgang, im Niedergang begriffen zu sein. Und bestehe er auch nur in der Einbildung: die Vorstellung schon erzeugt Muthlosigkeit und wirklicher Rückgang ist die unabweisliche Folge der Verzagtheit.

Schon unter dem zweiten Kaiserreich war es in Frankreich Mode, vom Niedergang des Landes zu sprechen. Renan, der manchmal ein rechter Schwarzseher sein konnte, protestirte doch immer heftig gegen solche Reden: „Noch ist viel Geist in Frankreich“, war einer seiner Lieblingsausprüche. Im letzten Menschenalter aber ist der Niedergang Frankreichs in seiner eigenen Presse und Literatur ein stehendes Thema geworden. Ganz besonders haben zwei Thatfachen bei vielen Franzosen den niederschmetternden Eindruck des Rückganges hinterlassen: erstens der Umstand, daß die Bevölkerung des Landes nicht zunimmt, während die des mächtigsten Nachbarlandes mit reißender Schnelle wächst, zweitens die überwältigende Niederlage von 1870, die durch einen neuen Krieg wettzumachen sich als unmöglich erwies. Der außerordentliche Aufschwung von Handel und Industrie in Deutschland, dessen erst seit einem Menschenalter vorhandener weltpolitischer Einfluß, die Machtstellung Englands, die gewaltige Kraftentfaltung der nordamerikanischen Freistaaten, verglichen mit der Armuth Spaniens und Italiens, die, ohne Aus-

dehnungskraft, an den Erinnerungen einstiger Eroberergröße zehren, endlich der Sieg der Amerikaner über Spanien, — das Alles zusammen hat die Ueberzeugung von dem Niedergang der lateinischen Stämme und Staaten, im Gegensatz zu dem Wachsthum der angelsächsischen und germanischen, genährt.

Großes Aufsehen erregte daher das Buch von Demolins, „Die angelsächsische Ueberlegenheit“, das vor einigen Jahren den Franzosen nicht nur klar machte, daß sie überflügelt seien, sondern auch, woher diese Entwicklung komme. Daher nämlich, daß die Franzosen ein Volk seien, dessen Kinder stets von dem ihnen Nächsten Unterstützung erwarten, die Angelsachsen dagegen eins, in dem Jeder nur auf sich selbst zähle. Sogar ein Nationalist wie Jules Lemaitre lobte das Buch. Bald danach erschien Bazalgettes Buch: „Worauf beruht die französische Inferiorität?“, dem nun als Fortsetzung, „Das Problem der Zukunft der lateinischen Stämme“ gefolgt ist. Mit glühender Leidenschaft sucht und findet Bazalgette die Ursache des Elends der lateinischen Rassen, zumal all des über Frankreich gekommenen, in der römisch-katholischen Kirche. Daß die Reformation in Frankreich scheiterte, daß die in Nantes zugesicherte Toleranz nicht gewährt, daß die Protestanten ausgetrieben, daß selbst nach der Revolution das Konkordat geschlossen und dadurch der Kirche ihre Machtstellung zurückgewonnen wurde: in Alledem erblickt Bazalgette die Grundursache des Unheils, das Frankreich betroffen hat. Kein fremder Monarch oder Heerführer habe dem Lande auch nur annähernd solchen Schaden zugefügt wie seine eigenen berühmtesten Monarchen, Ludwig XIV. und Napoleon, die es, Jeder auf seine Weise, Rom botmäßig machten.

Ein Gegenstück zu diesen Schriften ist Emile Pierré's Buch „Der moderne Geist.“ Auch dieser fromme Autor sieht Frankreich von der alten Höhe gesunken; die Ursache aber findet er gerade darin, daß der Katholizismus nicht nur seine Herrschaft über viele Seelen verloren habe, sondern daß die Regierung Alles daran setze, das leichte und wohlthätige Joch der Kirche abzuschütteln. Er hofft mehr auf die Frauen als auf die Männer Frankreichs. Der Mann, sagt er, „ist nicht sonderlich stark und kann nicht viel Böses anrichten, wenn die Frau nicht seine Mitschuldige ist. Die antikerikale, atheïstische, freimaurerische, revolutionäre Regierung, die wie ein Alb auf Frankreich lastet, weiß Das gar wohl und richtet deshalb in Staats- und Privatschulen ihre Angriffe auf das Weib.“ Mit Beifall führte er ein paar Worte an, die 1879 ein anderer Franzose schrieb: „In der Arbeiterbevölkerung unserer Städte, wo die Frau um nichts weniger gottlos ist als der Mann, hat die Verderbtheit, die Unordnung, die Anarchie ihren Höhepunkt erreicht. In den großen Städten sind manche Arbeiterverbände zu einer Verworfenheit herabgesunken, die Alles übertrifft, was eine verderbte Einbildungskraft sich nur vorstellen kann.“ Und ihm graut bei dem Gedanken an die furchtbaren Fortschritte,

die im letzten Vierteljahrhundert die Verderbtheit gemacht habe, — in Folge einer Bewegung, die die Regierenden einen „Vormarsch“ nennen.

Charles Richet sagte vor anderthalb Jahren in der Revue Scientifique: „Die großen soziologischen Erscheinungen ziehen ihre unerbittlichen Geschicke nach sich. In einigen Jahren wird Frankreich keine große Nation mehr sein, sondern, im Vergleich mit mächtigen Nachbarn, ein kleines Volk wie Portugal oder Dänemark.“ Dänemark muß sich hier leider häufig als Schreckbild aufgestellt sehen.

Nur zu begreiflich ist, daß man in Frankreich zu einer Zeit, wo die verschiedensten Schriftsteller, oft sogar mit ganz entgegengesetzter Begründung, zu dem selben, das Nationalgefühl tief demüthigenden Ergebnis gelangt sind, mit frohem Staunen des russischen Soziologen Novikow Buch *L'expansion de la nationalité française* las, das den Franzosen die geistige Welt Herrschaft verkündete. Novikow, der Prototyp eines selbstbewußten, radikalen, mit Wort und Schrift wirksamen Russen von gutem Humor und zuversichtlichem Glauben an die Zukunft, hat siegesgewisse Antworten auf alle Einwände und Bedenken. Die Abnahme der Geburten, meint er, könne eben so gut ein Zeichen von überlegener Civilisation wie vom Verfall des Volkes sein. Wenn einmal die benachbarten Völker eine so hohe Kulturstufe erreichen wie Frankreich, wird sich auch bei ihnen die Zahl der Geburten vermindern. Der geringe Zuwachs sei übrigens auf vorübergehende Ursachen zurückzuführen. Die Franzosen fühlten sich in ihrem Heimathlande zufrieden und hätten keinen Drang nach erhöhter Production. Wenn die Nachfrage nach „Händen“ sich neuerdings steigerte, würde auch die Bevölkerung zunehmen. Im Ausland, etwa in Kanada, sei der französische Stamm äußerst fruchtbar. Kanada sei die beste Kolonie Frankreichs, wie die Vereinigten Staaten die Englands; daß Kanada politisch von Frankreich getrennt sei, habe nichts zu bedeuten. An der numerischen Schwäche der Franzosen trügen außerdem die Kriege der Revolution und des Kaiserthumes Schuld; ohne sie würde das Land 59 statt 39 Millionen Menschen zählen. Endlich sei die Behauptung un wahr, daß die Franzosen nicht zu kolonisiren verstanden. Der 1648 von Frankreich eroberte Elsaß sei zweihundert Jahre danach ganz französisch gewesen, während Irland, das den Engländern seit 1172 gehört, noch heute nicht britisch sei. Eine militärische Niederlage bedinge noch keinen geistigen Niedergang; nach Rossbach habe Frankreich, nach Jena Deutschland die Welt der Geister beherrscht. Bei nationaler Ausdehnung komme es hauptsächlich auf die Sprache an; und Novikow kann mühelos nachweisen, daß die französische Sprache, wenn sie unter den verbreitetsten jetzt auch nur an vierter Stelle steht, von Jahr zu Jahr Boden gewinnt. Frankreichs Literatur ergöbe und fessele mehr als die eines anderen Landes und habe wegen ihres kosmopoli-

tischen Geistes das größte Publikum. Aus all diesen Gründen glaubt Novikow, daß Frankreich wieder die geistige Herrschaft über Europa zufallen werde. Kein anderes Volk habe sich so völlig den Bindeln des Mittelalters entwunden; nur in Frankreich gebe es wahrhaft moderne Institutionen. Die Oberschicht spreche schon jetzt überall Französisch, das in ein paar Jahrhunderten Muttersprache oder literarisches Werkzeug von dreihundert Millionen Menschen sein werde.

Mit solchen Hoffnungen tröstet Novikow Frankreich, das von so vielen einheimischen Unglückspropheten entmuthigt ward.

Kopenhagen.

Georg Brandes.



Damoklinos.

Des Damokles Urenkel, Damoklinos,
Wie schämt er sich der Feigheit seines Ahnen,
Des Schmeichlers Damokles, des Fürstenknechtes,
Der vor den Höflingen zu Tod erschrak,
Da sein entsetzter, weibisch feiger Blick
Des Schwertes Spitze niederzucken sah
Just auf sein Haupt — pfui, händische Ahnenfeigheit! —,
Indeß ein Haar des Schwertes fallen hemmte.
„Weh, mein geschmäht Geschlecht! Weh, unser Name,
Der ewig jenes Schwächlings Makel trägt!“

Und ganz geheim an seiner Kammer Decke
Hängt er ein Schwert an einem Haare auf:
„Ich bebe nicht!“ Und stellt sich unters Schwert.
„Ich will den Fleck von unserm Namen tilgen,
Vor allem Volke will ich morgen stehn,
Ich, Damoklinos, ich, des Feiglings Enkel;
Pfui, feiger Ahn!“ Er höhnt zum Schwert empor
Und heiliges Feuer sprüht aus seinen Blicken.
Sein Mund wird stolz, da — weh! —, da schreit er auf,
Sein gläher Blick erlischt, kaum sieht er noch:
Ein müßig tändelnd Mücklein surrt durchs Zimmer.
Noch rührt sein Flügel nicht das straffe Haar,
Ein Mückenflügelchen . . .

Er aber zittert:

„Wenn sie das Haar berührte! Wehe mir!
Durch eine Mücke sterben? Nein!“

Er sieht,

Er jagt dahin.

„Was eilst Du so? Heh! Hör' doch,
Des Damokles Urenkel, Damoklinos!“

Prag.

Hugo Salus.



Aphorismen.

Wenn das Wischen Schwäche in der Philosophie nicht wäre, so wären die Philosophieprofessoren die reinen Götter.



Die Probleme zu einem scheinbaren Abschluß zu bringen, ist eine Hauptsache in der Philosophie. Wer es darin zu einer beträchtlichen Fertigkeit gebracht hat, kann Professor dieses Faches werden.



Wie sollte es anders sein, als daß ein Affe, der auf einem Baum sitzt, sich einem Philosophen für überlegen hält, der darunter sitzt.



Voraussetzunglosigkeit.

Das heißt, daß man das Selbe voraussetzt, was die Andern voraussetzen.



Anfangs verlief die Welt theologisch, dann historisch; und jetzt herrschen Naturgesetze.



Mehr als ein Weiser beantworten kann.

Wie im Lauf der Jahrtausende die Menschheit und das Wetter besser?



Die organische Zweckmäßigkeit ist dazu da, von Darwin erklärt zu werden.



Geschichte der Philosophie.

Wenn toten Helden ein lebender Totengräber gegenübersteht, behält immer Dieser Recht. Wo er sie hinlegt, bleiben sie liegen.



Literaturgeschichte.

Die Kunst, Gedanken Anderer so zu erzählen, daß man den Schein erweckt, man habe selber welche.



Um die ewigen Polemiken zu beschränken, sollte man versuchen, die Philologen geistig zu beschäftigen.



Mit dem Hintern auf Büchern — : wissenschaftliche Grundlage des Juristen.



Ein anständiger Arzt darf sich nichts zu Schulden kommen lassen, als daß er seine Patienten umbringt.

München.

Paul Nikolaus Cosmann.



Südwestafrikanische Skizzen.*)

Ein afrikanischer Werktag.

Dem Verwaltungschef liegt die allgemeine Polizeigewalt und die Strafrechtspflege über die Eingeborenen seines Bereiches ob. Hierin unterstützt ihn der Stammeshauptling. Ferner leitet er die gesammte Verwaltung, zieht Steuern ein, regelt die Landverkäufe, richtet Polizeistationen ein, bekämpft die Viehseuchen, baut die Wege und Brunnen. Er wohnt mit einer Anzahl weißer und schwarzer Polizeimannschaften und zahlreichem Arbeitspersonal auf einer geräumigen Station. Diese enthält Wohnräume, Bureau, eine Kasse, das Eingeborenen-Gefängniß, Küche, Backofen, Vorrathskammern, Proviantlager, Inventarien- und Materialiendepot, Munitionraum, Montirungskammer, Postamt, Werkstätten, Pferdeunterstände, Viehkrale und Dergleichen mehr, was zum wirtschaftlichen Leben einer größeren Niederlassung in einer halb entwickelten Kolonie gehört. Zum Stationsganzen zählt ferner: ein Garten, Wagenpark, Pferde, Maulesel, Zugochsen und Schlachtvieh. In den Bureauz blüht das Schreibwesen. Draußen am „Schwarzen Brett“ reiht sich Verordnung an Verordnung. Der Betrieb einer solchen Station läßt an Vielseitigkeit und Lebhaftigkeit nichts zu wünschen übrig. War mancher Kolonialfreund zu Hause würde darüber haß erstaunen.

Sechs Uhr morgens fällt mit europäischer Pünktlichkeit ein Schuß, darauf ein Ochse. So schlachtet es sich besser mit ungeübten Deuten. Das Fleisch kommt in die Fleischkammer und wird in Portionen zerlegt. Im Backofen röstet das Brot. Vor dem Gefängniß stehen, in Säcke gehüllt, in einem Häuflein klappernder Misere die Gefangenen. Der Polizeifeldwebel theilt sie zur Arbeit ein. Die schwarzen Polizisten eskortiren mit geladenem Gewehr die einzelnen Gruppen nach den verschiedenen Richtungen. In der Küche brodeln in großen Kesseln der Reis. Vor dem Proviantamt wird die Kost an die schwarzen Arbeiter ausgegeben. Vom Felde kommen die Ochsen herein und werden eingespannt. Die Bureauz öffnen sich. In den Werkstätten ist es schon lebendig. Aus dem Garten tönt das Quietschen der Bewässerungspumpe herüber. Mein Bambuse puht das dicke Parabepferd, das ihm bei jedem Kardätschenstrich mit angelegten Ohren nach dem Hosenboden schnappt. Die Arbeitsmühle beginnt zu klappern. Da wird geschmiedet, geschlossert, gemalt, gemauert, getischlert, geklempnert, geschustert, geschneidert, gefaltelt, gezimmert. Ein emsiges Getriebe. Bald belebt sich der Hof mit weißer und schwarzer Bevölkerung. Die Einen kaufen Munition, die Zweiten gehen zur Post, die Dritten zur Zollabfertigung. Dieser will eine Frachtorbre, Jener meldet seine sorben eingetroffenen Wagen an. Der Eine kommt, eine Farm zu kaufen; der Andere zeigt einen Viehdiebstahl an. Dem ist über Nacht der Grenzstein von seinem Grundstück verschwunden, bei Jenem eine Viehkrankheit ausgebrochen. Ein Ansiedler liefert einen frischen Hyänenkopf ab und fordert seine Prämie. Ein anderer beantragt standesamtliches Aufgebot. Die Schwiegermutter legitimirt sich. Nach dem Schwiegervater fragt kein Mensch. Die Braut zeigt etwas „lebhaftes Farben“.

*) S. „Zukunft“ vom 29. August 1903.

In der Kasse werden Steuern eingezahlt, Beträge abgehoben, Bestellscheine ausgeschrieben, die verschiedenen Posten auf die Statistiken verrechnet.

Vor der Station steht, von Hirten umringt, blökend und brüllend eine ganze Landwirthschaft. Ich soll die Erbschaftstheilung vornehmen. Die Böcke werden von den Schafen geschieden und Alle gefragt, ob sie zufrieden sind. Der Kapitän kriegt seinen Antheillosfen.

Ueber Nacht sind in der Kneipe zwei Nabaubröder einander in die Haare gefahren. Am Morgen kommen sie zur Polizei und Jeder verlangt für den Anderen Bestrafung. Mit einigen beschwichtigenden Worten werden sie sachlich an die Luft gesetzt. Von „oben“ kommt die Meldung, das Wasser sei in Dingoba am Transportwege ausgegangen. Einer beklagt sich, da „unten“ hätten die Erverros Wasserzoll von ihm verlangt. Dem ist eine Kuh fortgelaufen. Jener schruppt seinen Wagentreiber heran, der ihn bestohlen habe. Am ledernen Gängelband wird ein auf frischer That erappter Viehdieb eingebracht. Vor dem Thor steht schon die Schaar der Großleute mit dem Kapitän an der Spitze. Sie kommen herein, stellen ihre Stühle an die Wand und lassen sich auf der Bank im Beratungszimmer nieder. Endlose Verhandlungen beginnen. Da sind wieder tausenderlei Angelegenheiten zu besprechen. Ich berathe, beschwichtige, drohe, ermahne. Dann kommen die Gerichtssitzungen: meist Viehdiebstahl. Der Thäter lügt wie gedruckt, verteidigt sich mit unglaublichem Wortschwall, erzählt von Adam und Eva, aber antwortet nie auf die Frage. Jetzt lasse ich den Kapitän heran. Er stellt ein Kreuzverhör an und treibt geschickt die faulen Kunden in die Enge. Die Sache scheint klar und wird kurz zu Papier gebracht. Dann erfolgt Antrag nach Schema F.: ein paar Monate und die übliche Zuthat. Alles nicht. Die bewusste Meklifte wird wieder bei Seite geschoben. Schon kommt ein neues Bild. Ein Händler bietet Schlachtvieh an. Der Proviantmeister tagirt es ab. Der Mann kriegt sein Geld.

Inzwischen ist „Post“ eingetroffen. Man thürmt einen Berg Briefschaften vor mir auf. An alle sechs Dienststellen gerichtet, die ich in meiner Person vereinige. Die Couverts fliegen, Anweisungen werden ertheilt und die Schriftstücke nach Dienststellen geschickt. Dann geht es an die Arbeit. Da wird berichtet, gemeldet, angeordnet, mitgetheilt, begutachtet, nachgeforscht. Aktenheft nach Aktenheft durchstöbert.

Es klopft. Ein schwarzer Hock erscheint: der Missionar mit einem Anliegen. Am Sonntag haben sie während des Gottesdienstes gefeiert! Er hat betrunkene Eingeborene gesehen! Hier scheinen ihm seine Weiberrechte gefährdet, dort legt er gegen eine Regirungsmahnahme feierlich Protest ein. Missionare protestiren nicht. Aber nur die Protestanten.

Durchreisende — Kaufleute, Ansiedler, Mineningenieure — machen mir ihre Aufmerksamkeit. Ein Regentweib beklagt sich, daß ihr Junge von seinem Dienstherrn zu viel Prügel kriegt. Ein paar schwarze Kaufbröder wollen einen Kauferelaubnißschein für Schnaps haben. Ich sage, ich tränke auch keinen Schnaps. Da meint der Eine, er habe es „so im Magen.“ Ich schicke ihn zum Lazarethgehilfen. Der giebt ihm eine böse Mixture: er kommt nicht wieder. Der Andere meint, er habe so lange keinen Schnaps getrunken. Ich erwidere, dann habe er sich ja an die Enthaltfamkeit gewöhnt. Der Dritte kriegt schließlich seinen Schein, weil er seine Schulden bezahlt hat.

Draußen wird eifrig an den neuen Gebäuden gemauert; Sehm geknetet; Ziegel gestrichen; Holz herangefahren; Ziegelfen gesetzt. In Reihen kommen die Negerweiber mit ihren Kindern dahergezogen und bieten Gras für die Pferde zum Verkauf an. Stunden lang hocken sie stumpfsinnig umher, bis sie ihren Becher Reis oder Mehl für das Bündelchen erhalten. Der Amtschreiber, der Kassensführer, der Polizeifeldwebel, der Proviantmeister: Jeder legt eine dicke Unterschriftenmappe vor. Ich schiebe Berichte und Akten weg und fange an, zu unterschreiben. Mein Diener, zugleich Koch, meldet, das Essen sei angerichtet. In einer Viertelstunde ist der materielle Mensch befriedigt. Der Kaffee wird schon wieder am Schreibtisch eingenommen. So geht es weiter, bis der Sonnenball sich abendlich rötet. Das Pferd scharrt vor der Thür. Ein kurzer Ausritt. Der Abend bricht herein. Die zweite Mahlzeit wird eingenommen. Dann brennt die Lampe wieder über Büchern und Papier. Der Sandmann kommt. Koch eine Cigarette, dann in die Halle. Im Traum schreibe ich an meinen Berichten weiter. Der Morgen graut. Ich drehe mich auf die andere Seite. Die Sonne steigt bedenklich höher. Ich bekomme Gewissensbisse. Von draußen tönt schon das neue Tagesgetriebe zu mir herein. Entschluß! Ich springe auf. Die Badewanne steht bereit. Die Toilette ist beendet, — und das Alltagsleben hebt von Neuem an.

Ein „Afrikaner“ von Ruf hat Südwestafrika das Land der Faulheit genannt. Ich beantrage hiermit, den Ausdruck cum grano salis zu nehmen.

Neujahrstimmung.

Heute ist Neujahr! Der Tag der Unbescheidenheit und des Selbstbetruges, wo der Mensch in einem Meer von Wünschen plätschert und dabei mit sich selbst Versteck spielt. Goldene Berge begehrt und erhofft er; in der Dunkelkammer seiner innersten Ueberzeugung aber erwartet er höchstens ein Häuflein Flittergold. So geht es zu auf beiden Halbkugeln, also auch in SW., dem südlichen Weh unserer kolonialen Lastverfuche.

Neujahr! Zu Hause gleich einer Apotheose auf der Menschheit Wollen, Sehnen, Hoffen, Streben, Wirken, Schaffen. Ich glaube, der einzige Tag, an dem ein gemeinsamer idealistischer Zug die gesammte Kulturmenscheit durchweht. Der Tag, der die Sehnsucht nach Zusammenschluß zu gemeinsamen Zielen und Zwecken in allen Strebenden flüchtig erweckt. Denn Alle beugen sich in gleicher Weise vor Chronos, diesem gewaltigsten der Erdentyrannen. An solchem Tage spürt man daheim den tausenden Schwung des Zeitrades, der, sonst vom geschäftigen Hasten des Werkjahres überdünnt, unseren Geist für wenige Stunden heraufreißt aus der stickigen Atmosphäre der Alltäglichkeit. Hier, in SW. aber, automatisch-nächstern wie beim Zahlenstreifen eines Taxameters, kippt 00 über, 01 springt ein: der Jahreswechsel ist ohne Fahrtunterbrechung vollzogen. Das ist unser Neujahr... Aber hoffentlich nur für Den, der sich den selben thörichten Gedanken überläßt.

In der Sylvesternacht hielt ich ein geistreiches Zwiegespräch mit dem phosphoreszirenden Schädel Moltkes über die großen Daseinsräthsel. Da, plötzlich, flammte es auf; und von rothglühender Gluth verzehrt, sank das beicrue Traumphantasma in sich zu einem Aschenhäufchen zusammen und ließ mich, so klug als wie zuvor, über der Welträthsel tiefstes verbucht zurück. Was ein

Symbol? Wer kann sagen? In Afrika gedeiht keine Metaphysik. Dort liegen die Dinge hart bei einander. Ich hatte am Tage vorher über Wolke in der Zeitung gelesen, Eckermann mit Goethe belauscht, ein Protokoll über ein entstandenes Feuer aufgenommen und einen weißgrünenden Regerschädel zur Beize in die Sonne gelegt. Voilà tout!

Am Neujahrs morgen brachten mir meine Leute ein Ständchen, aus dem ich die Ueberzeugung ihrer Anhänglichkeit und erneut die Thatfache schöpfte, daß der Paß, unser musikalisches Schmerzenskind, sich noch immer nicht so recht der Harmonie gewissenhafter Rotenkonstellation anzubassen vermochte. Dann erhielt der Missionar seinen Choral. Profane Weisen, die mit größeren Zwischenpausen folgten, ließen auf Trankeopfer schließen. Wahrscheinlich im bewußten sächlichen Proseletenwein vom Kap, womit hiesige Missionare über Besuche zu quittiren pflegen. Auch unsere Weihnacht haben wir gehabt; mit Pseudobaum. Ein kaukasischer Bandit mit höchst ehrwürdigem Bart, einem Pistölichen im Gürtel und Strippe zum Ziehen vertrat den Anecht Ruprecht. Ein Raffael, einer von denen, die man ihrer schlechten Haltung wegen nicht in Kinderzimmer hängen soll, baumelte stillmüthend über ihm. Kleine Geschenke wurden verlost, ein gemeinsames Maß schloß sich an. Wir suggerirten einander Eis, Schnee, Ofenwärme, Lichterglanz, Feinathmduft und was sonst noch äußerlich und innerlich dem sentimentalen Deutschen „Weihnachten“ bedeutet. Die Leute halfen mit Bier und Punsch nach. Ich aber schlich mich bei Zeiten nach Hause.

Sentimentalität ist die einzige deutsche Waare, auf der in Südwestafrika noch kein Einfuhrzoll lastet.

Ein gerettetes Idol.

Die Buren sind in ihrer Gesamtheit weder das Urbild stumpfsinniger Reaktion der englischen noch die idealisirten hochsittlichen Freiheitretter der deutschen Beleuchtung.

Seit gierige Hände in den gelben Eingeweiden ihres Landes wühlen, haben sie die Einheitlichkeit, die zur Zeit des ersten Treffs wohl noch bestand, eingebüßt. Heute giebt es solche und „solche“ Buren.

Hatte ich da von der lezten Sorte Niederdeutscher ein paar Exemplare in meinem Bezirk, die wie zerkauste Rübezahls ausschauten. Sie waren mit ein paar Weibern behaftet, denen man zurufen mochte: „Wasser thut's freilich nicht allein, wenn Ihr Euch reinigen wollt!“ Die Sippe trug einen abberittischen Stumpfsinn zur Schau. Wenn die bei der Krüger-Feier in Köln im Original-Einbände mit auf dem Balkon erschienen wäre: der Andrang wäre noch größer gewesen. Diese Stammesbrüder hausten zwischen nackten Felsklippen, inmitten einer trostlosen Szenerie, in einer Lehmhütte, die mit alten Säcken eingedeckt war. Sie hauchten ihre Kaffern, daß die Lappen flogen — falls sie welche anhatten —, sangen aber, nach der Vorschrift, jeden Abend dem Herrn einen Lobgesang. Sehr andachtsvoll würde auch dem Frömmsten dabei nicht zu Muth geworden sein.

Zum bestimmten Termin kommt der schon legendäre schwarze Viehräuber, dessen Bande die wilden Klüfte bergen, vom Berge her, den Bekanten vom Vieh unserer Freunde zu fordern. Es sind ihrer fünf stramme Burische. Ich sagte ihnen, sie sollten der Behörde helfen, den Keel zu fangen; sie seien in jeder Hinsicht die Nächsten dazu. „Sih.. Om.. Jaa..“ Ich wies sie auf die ausgelegte

Belohnung von fünfhundert Mark hin, die doch eines Versuches werth sei. „Dih.. Sm.. Jaa..“ Ich glaube, Die hätten über die Nachricht, der alle Krüger habe von Edward den Rosenbandorden erhalten und mit Chamberlain Bruderschaft getrunken, auch nur mit „Dih.. Sm.. Jaa..“ quittet.

Bald darauf ging ihnen das Wasser auf ihrem traurigen Platz aus. So zogen sie denn mit Wagen und Weibern, Kindern und Kindern in der Welt umher, sich einen neuen zu suchen.

„Solche Buren giebt es ja gar nicht“, sagte der Pudiker Lehmann, that einen Schluck aus seinem Weißbiereglas und legte befriedigt das alldeutsche Flugblatt „Zur Aufklärung über das stammverwandte Volk der Buren“ auf den Tisch.

Vandkonzessionen.

Die Ertheilung unserer großen Vandkonzessionen greift in die Zeit zurück, in der die afrikanischen Erwerbungen Deutschland die moralische Pflicht auferlegten, sie in den Augen der öffentlichen Meinung und des Reichstages zu rechtfertigen. Endlich mußte Etwas auf wirtschaftlichem Gebiet geschehen. Aber was sollte man mit S. W. A., dieser sauren Frucht, anfangen? Im Lande tobte der Krieg, der an die Verfolgung wirtschaftlicher Ziele vorerst nicht denken ließ. Auch war der Erwerbung von SW. keine Sondirung auf kolonialen Werth vorausgegangen. Man griff unter dem Druck der moralischen Verpflichtungen einer aufstrebenden Groß- und Weltmacht rasch zu, als das letzte noch nicht vergebene Stückchen Welt gewissermaßen unter den Hammer kam. Das deutsche Kapital hatte wohl den Weg nach Argentinien, nach der Türkei und Griechenland gefunden, wo, wenn auch unter Risikowirtschaft, immerhin Werthe vorhanden sind. Für SW. aber, wo Alles auf ungewissen Voraussetzungen beruhte, war es erklärlicher Weise nicht zu haben. Die deutsche Hausfrau wie der deutsche Kapitalist zeichnen sich Beide durch Genauigkeit der Berechnungen aus. In SW. Geld anzulegen, setzte damals einen spekulativen Sinn, größeren mammonistischen Wagemuth voraus. Wie er den durch ihre geschichtliche Entwicklung an weiteste Horizonte gewöhnten Engländern eigen ist. Die Politiker fragten die Regierung: „Run sag', wie hast Du mit SW.?" Und verlangten eine positivere Antwort, als sie Faust in der Gartenszene darauf gegeben hätte. Wirtschaftliches wurde verlangt. Man verfiel, als auf das „Nächstliegende und Bequemste“, auf Konzessionen. Wer aber eine Waare loschlagen will, läßt mit sich handeln. Auch stand SW. damals bei uns selbst zu niedrig im Kurs, als daß wir ängstlich die zu gewährenden Zugeständnisse nachprüfen konnten. Man gab mit offener Hand und geschlossenen Augen und war froh, daß überhaupt ein Bieter da war. Ummählich begannen sich aber auch für SW. die Zeiten zum Besseren zu wenden. Das Schädelspalten hörte auf, die Verwaltung sagte Fuß, die Grundzüge für eine Wirtschaftspolitik wurden aufgestellt und das Herz der Kolonialpolitiker füllte sich in plötzlichem Umschwung mit recht optimistischen Hoffnungen. Man stammelte von dem Mineralreichthum Transvaals, den Viehherden Argentinens, den Naturerzeugnissen Indiens. Vor allen Dingen glaubte man den Zeitpunkt gekommen, den bewußten „Dinger“, den Deutschland alter Tradition gemäß dem Jungboden der Weltentwicklung zuführte, nun endlich auf eigenem Acker unterpflügen zu können. Das Wort „Auswandererkolonie“ entstand als gleichendes Schlagwort. Der deutsche Bauer konnte sich hinüberretten zu neuem Dabeim,

bevor sein Dachstuhl unter der Hypotheklast zusammengebrochen war. Das war liebliche Musik. Man fing an, sich mit S.W. zu beschäftigen. Die Witboiresonanz verstärkte diese Strömung. Berufene und Unberufene kamen heraus und ergossen sich in breiten Wirtschaftsprogrammen. Die Kolonialregierung selbst erhielt neuen Antrieb zur Betätigung. Was damals verabsäumt, wurde nachgeholt. Man begann, die Konzeptionen nachzuprüfen, und fand auf der einen Seite, daß man tatsächlich Verthe verschleudert hatte, und auf der anderen, daß man in seinem eigenen Hause nicht mehr völlig Herr und Gebieter war.

„Eine nette Gesellschaft!“ dachte die portugiesische Kolonialregierung. Da wollte die S. W. A. C. Limited ihre Bahn nach der Tigerbay bauen.

Schopenhauer in Afrika.

Das Leben in Afrika erzeugt äußeres Phlegma und innere Spannung, deren Druck kein einziges verfühnendes Moment, nicht ein winziger Zug naiveu Krimskrans des Kulturalitages mildert. Wer Jahre lang auf sich allein angewiesen ist, wird stumpf oder lebt in sich hinein, schludt sich langsam selbst hinunter. In stetem Kampf mit den afrikanischen Gefahren: Monotonie, Mühsigang, Münchener Bier, Malaria, Morphinum, leidet auch die Psyche schließlich. Diese fünf M. sind gefährlicher denn Schlangengiß und Löwenjahn. Wer ihnen auf die Dauer widersteht, ist „gesalzen“ und bleibt für Europa tauglich. Wer unterliegt, verfällt dem Moloch „Afrika“.

Die orientalischen Fürsten, die sich Märchen erzählen halten, sind besser daran als wir Steppensiedler. Uns erscheint manchmal schon die bloße Ideenwelt ein Märchen, das uns Niemand erzählt. Phantasie wird zur Farce, wo nur die rohe Materie Daseinsberechtigung heißt. Der einzige Stich ins Geistige ist in diesem Lande der Sonnenstich. So öde! So trüb! So leer!

Der beste Blühableiter für aufgespeicherte Nervenlektivität ist Gesellschaft. Sie schiebt aber in einem nur so leichtlin überfüllten Lande den „lieben Nächsten“ zu weit in den Vordergrund. Natur, Klima, Milieu entwickeln eine spezifisch südwestafrikanische Charakterherbheit, die stachelig macht. Hier setzt mit der Zeit Alles Dornen an, auch die Psyche. Anatomisch bestimmbar müßte sie aussehen wie ein Igel oder Stachelschwein.

Unter dem Milieu leidet die vielgepriesene Brüderlichkeit der Deutschen im Auslande, die so beredten Ausdruck findet in dem erhebenden Vereinskiede: „Wir haun uns fest und treu zusammen. Hupp Hupp Hurra!“ Der Deutsche wäre der „tollste Kerl“, wenn er verträglicher wäre und nicht so viel persönlichen „Standpunkt“ hätte. Wir sind als Volk gewissermaßen Märtyrer der Individualität.

Wenn sich in unserem Dornenlande zwei Menschen, die auf einander angewiesen sind, vier Wochen lang vertragen, verdienen sie, zu Ehrenmitgliedern des Friedens-Areopags im Haag ernannt zu werden.

... Der Tag hat sich geneigt. Im primitiven Schankraum sitzt um den von Flaschen beschwerten Tisch der Kolonisten rauhe Schaar. Das Licht der darüber hängenden Petroleumlampe schimmert, wie der Sonnenball im Herbstnebel, nur als glühender Punkt durch den Pfeifenqualm. Des Tropenbieres Alkoholgehalt schafft schnelle Wirkung: die Wellblechresonanz der Wände wirkt wildes Stimmendurcheinander zurück. Der starke Arm erhebt sich, das schwache Argument zu schüßen. Die Gemüther dampfen; das Thema duldet keinen Kompromiß: die

Kolonie wird reformiert; an Haupt und Gliedern. Jeder entwickelt sein Wirtschaftsprogramm, vor dem die Weisheit des Kolonialrates zerbleibt. Die Tischplatte erbröht; die Flaschen klirren; die Pfeifen qualmen. Im Paroxysmus schallt heiserer Rehlen lallende Dissonanz in die afrikanische Wundernacht hinaus.

Da erhebt sich unvermittelt in seiner ganzen Garbelänge ein alter Witboi-Kämpfer und brüllt: „Silentium! Es steigt: Ein Profit der Gemüthlichkeit! Der Wirth singt die Weise vor!“

Africanus minor.

Als Handwerker, Kaufmann, Soldat, entgleister Landwirth und „Verlorener Sohn“ kommt er zu uns herüber; findet bald hier, bald dort sein täglich Brot — auch eine Flasche Bier muß bei dem Brote sein! — und akklimatisirt sich. Ein kategorisches Streben erfüllt ihn: selbständig, sein eigener Herr zu werden! Um so schneller und gründlicher, je weiter er daheim von diesem Ziel entfernt gewesen ist. Man wandert doch nicht aus, sich auch ferner sauren Monatslohn in persönlicher Abhängigkeit zu verdienen. Die Zeit verstreicht, der große Augenblick ist nah. Der Mann mit dem Drang nach oben, der es schon ganz leidlich versteht, seine Muttersprache mit Kaffern- und Burenbrocken zu verhungern, faßt einen Entschluß: er sucht sich einen Kreditgeber. Ich empfehle den heimathlichen Mittelstandspolitikern dringend das Studium südwestafrikanischer Kreditverhältnisse. Der Realist pumpt sich Waaren, Karre, Treckochsen und zieht ins „Handelsfeld“, den Negerbusch, um Talmiringe und Akakihosen in Ochsen und Ziegen zu verwandeln. Das sieht die Regierung nicht gern.

Auch der Idealist pumpt sich Waaren, Karre, Treckochsen. Außerdem aber — er ist eben das Opfer seiner Weltanschauung — Baumaterialien, Brunnengeräth, Zuchtvieh und wird „Farmer“. Er denkt: Großgrundbesitzer. Das sieht die Regierung gern.

Als Steppengebietler, ein König unter den Schwarzen, von keinem Zwang umschränkt, verdient der Realist, wenn es ihm gut geht, gerade genug, um seinen Kreditgeber in Bewilligungslaute zu erhalten. Geht es ihm schlecht — Das ist die Regel —, so decentralisirt er den Pump und wartet der Zahlungsbefehle, um mit verbindlichstem Bedauern zu erklären: „Kela!“ Das heißt: „Wer ha'n niz!“ Das geflügelte Wort „Ist ja Alles da!“ ist in S.W. nicht heimathberechtigt.

Der Idealist sitzt — auch als absoluter Herr — zwischen Lehm und Wellblech mit seinem schwarzen Gesinde in rauher Dorneneinsamkeit und denkt über die hundert „Wennis“ nach, mit denen ein südwestafrikanischer Wirtschaftsbetrieb zu rechnen hat. Er sieht nicht die Rauchsäule seines Nachbarn, dieweil er meist keinen hat, und kommt mit der Behörde — wie angenehm! — nur in Berührung, wenn er sie braucht. Seine schwarze Haushälterin kocht und wäscht für ihn und theilt, nach dem Grundsatz: „Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei“, sein von keiner Host verführtes Leben. Eine weiße Frau ist selten und theuer. Eine schwarze will zwar auch behängt und beschenkt sein, ist aber doch ein gutes Theil bequemer und billiger. An dem Drosamen heischendem Anhang fehlt es aber auch ihr nicht.

In diesem Negermilieu fühlt sich unser Mann wohler, als es dem kulturellen Fortschritt dienlich ist. Sein Bildungsgrad legt dem menschlichen Gange

nach unten kein Hemmnis in den Weg. Er paßt sich geistig einem Land an, das für die Dauer dem Gebildeten zur Richtstätte seiner idealen Welt wird. Das natürliche Beharrungsvermögen und die historische Scham des Auswanderers, nicht mit leeren Taschen zu den Seinen zurückzukehren, tragen dazu bei, den Grundherrn an seine dürre Scholle zu fesseln. Vor der heimathlichen Enge, vor persönlicher Abhängigkeit, also vor der Rückkehr, zittert er. Braucht er Bargeld, so bewirbt er sich um eine „Regierungsracht“, die er gewöhnlich nicht erhält. Dann greift er kurz entschlossen in den Kral und bringt ein paar Schlachtochsen auf die Station, die ein rationeller Betrieb noch nicht für reif zum Verkauf erklären würde. Bargeld zahlt nur die Regierung.

Trop Alledem ist dieser meist in der Weisgluth südwestafrikanischer Wirthschafterjahrgängen gefährtete Dilettant als Kolonist geeigneter für unser Land als der deutsche Bauer. Der paßt hierher, wie der preussische Kanzleirath in eine südamerikanische Verwaltung. Beide ständen mit ihrer Tüchtigkeit an verkehrter Stelle. In Südwestafrika herrschen besondere Lebensbedingungen. Daran ändert alle Privatbozenten-Weisheit nichts.

Der gegebene Mann für unser Land, in rein wirthschaftlicher Beziehung, ist der Bur. Er ist in seiner zwischen Natur- und Kulturvolk schwebenden Eigenart mehr Erzeugniß des Bodens als der Rassenmischung. Sein Land aber ist dem unseren verwandt; wenn es auch nur die verarmte Seitenlinie darstellt. Der Bur bringt Weib, Kind, Vieh und Alles, was sein ist, mit und lebt bei seiner Anspruchslosigkeit und seiner patriarchalischen Wirthschaftsorganisation um so besser und billiger, je verheiratheter er ist. Der deutsche Farmer dagegen krankt an einer Familie.

Uns aber, besonders aus Rücksichten völkischer Romantik, mit Buren auffüllen: Das wäre ein schwerer politischer, sozialer und kultureller Fehler. Bald würden die niederdeutschen Stammesbrüder rufen: „Nieder, deutsche Stammesbrüder!“

Ueber dem Realisten und Idealisten steht als dritte Kategorie der Eklektiker. Der baut eine Wellblechhube am rechten Ort und holt sich eine Schankkonzession. Das ist der einträglichste Farmbetrieb in Südwestafrika.

Tagebuch.

14. VIII. Heute sind fünfzig Dienstbriefe eingegangen.

1. IX. In China sind Wirren ausgebrochen. Eine Expedition wird ausgerüstet. Wer doch mit dabei sein könnte! Da scheint sich etwas Weltrummel zu entwickeln. Hier rostet das Schwert in der Scheide, die Feder aber gleitet rastlos über das Papier. Ein paar Missionare ermordet. Mir fällt dabei ein Wort des alten, milden Fontane aus einem Brief an Harden ein: „Wenn ich lese, daß wieder ein Missionar ermordet ist, thut mir der arme Kerl furchtbar leid; aber von Prinzipis wegen kann ich ihn nicht bedauern. Ich finde es anmaßlich, wenn ein Schusterssohn aus Herrenhut vierhundert Millionen Chinesen bekehren will!“ Charity begins at home!

24. XI. Es fängt an, heiß zu werden. Bald sind wir wieder in Gluth und Peinreden getaucht. Ich gedenke mit Sorge unserer Thiere. Fällt in diesem Jahr der Regen nicht reichlicher, so müssen wir sie mit Verordnungen füttern.

13. VII. Mein Diener tritt aufgeregt herein und meldet, draußen sei ein großer Stern mit einem langen Schweif! Es fehlte nur noch der Zusatz: „der mich zu sprechen wünsche.“ Ich ging hinaus und erklärte ihn für einen Kometen. Danach wird der Diener so klug als wie zuvor gewesen sein.

25. VIII. Der letzte Intransigent, der Ortsjude, hat Frieden mit der Regierung gemacht. An seinem Geburtstage trank er sich Ruth, damit er mein Antlitz ertragen könne. Ich ließ ihn zappeln und kehrte dann nach Beking zurück. Hässliche Leute munkeln, die Kaffern hätten ihn im Transvaal eines schönen Tages schlankweg über den Deichselbaum gezogen. Das wird wohl aber nur der Konkurrenzneid eingegeben haben.

13. X. Meine Familie ist um zwei Paviane vermehrt worden. Sie haben vor der Thür ein Häuschen bekommen, sind aber durch feste Riemen in ihrem Zerdrückungsgradus beschränkt. Steht der Wind darauf, so spüre ich in meinem Zimmer ihres Wesens einen starken Hauch. Der große geht bei seinen Liebesdiensten etwas brutal zu Werk. Er hat dem kleinen schon das ganze Fell blutig geknöpft. Dem kleinen haben die Hunde beim Fang einen Daumen abgebissen. Er wird täglich regelrecht verbunden.

7. I. Mein neuer Bambuse hat die ersten Senge gesehen. Am Nachmittag bringt er mir dafür ein hölzernes Milchgefäß mit Schöpfloeffel aus Matterns Pontol als Präsent. Ich revanchire mich am nächsten Tage durch einen Gürtel. Ich hätte durch sofortige Erwidrung des Geschenkes groß gegen die gute Sitte verstoßen.

16. III. Eine Jagdexpedition ist aus Deutschland eingetroffen. Der eine Theilnehmer ist kein Neuling mehr in Afrika. Er hat die Reise in Angola gemacht, die der kronenordentliche Dresser als die seine beschrieb. Der war aber nicht der erste „Afrikaner“, der dem Mitteleuropäer die Hude vollgeschmurret hat. Der zweite Jagdkumpen: ein gemüthlicher Seltzprospen mit leichtem Austernglanz im Blick. Er hörte nie zu, quittirte aber über das Nichtgehörte stets mit einem: „Um . . . Ja . . . Sehr interessant! Wirklich sehr interessant!“ Das glaubte er Afrika schuldig zu sein. Vom Lotterbett seines mit Wein- und Bierkisten vollgeprospften Salon-Ochsenwagens aus sah er sich Afrika an. So bewahrt man sich die Distanz für das Pathos heimathlicher Berichterstattung.

Ja, ja, sieben Wochen durch die Wildniß und nur zwei Nächte davon nicht in den selben Kleidern; in den Sand gestreckt und mit Mondschein zugedeckt: Das macht den Menschen mit der Eigenart eines Landes vertrauter. Ein dreizehnstündiger Ritt — in drei Abschnitten —, um am nächsten Mittag die Labung spendende Pflüge zu erreichen: Das läßt die Natur in anderer Auffassung erscheinen. Löwenbräu und Steinberger Kabinett schmecken besser als Salz- und Fauchwasser. Dazwischen gähnt die Luft einer ganzen Weltanschauung.

Wer sich als Globetrotter braun einlappen kann, muß von Allem „da draußen“ begeistert sein. Daß er dabei meist Schein für Wirklichkeit nimmt, verschlägt ihm ja nichts. Im Gegentheil. Ein Land lernt aber nur Der kennen, dem es sich auch in seiner Erbarmungslosigkeit offenbart hat.

Fritz Treffer.



Massener.

Herr Budde, der Verkehrsminister, hat vor Kurzem erklärt, die Staatsbahnen seien für das Publikum, nicht das Publikum für die Staatsbahnen da. Diese verblüffende Neuigkeit war sehr willkommen. Im preussischen Beamtenstaat findet der Einwohner ganz natürlich, daß er sich als dienendes Glied den öffentlichen Institutionen einzuordnen hat, während in Staaten ohne Uniformzwang jeder Bürger verlangt, daß die gemeinnützigen Anstalten sich seinem Bedürfnis anpassen. Hoffentlich macht Herr Budde Schule, in seinem eigenen und in anderen Ressorts. Wenn sich im Publikum erst ein neuer Geist, eine modernere Auffassung von den Rechten des Einzelnen und den Pflichten der Organe, die von der Gesamtheit für die Gesamtheit geschaffen sind, eingebürgert hat, dann wird es sich vielleicht auch zu dem Entschluß aufraffen, die selbe Denkart auf sein Verhältnis zu Aktiengesellschaften zu übertragen. Noch begnügt sich der deutsche Aktionär leider damit, willenloser Sklave der Direktion und des Aufsichtsrathes seiner Gesellschaft zu sein, und bedenkt gar nicht, daß er Beiden das Amt und die Macht verleiht, von der er sich nun knechten läßt. Das Beispiel lehrt, daß nicht der Glaube an das Gottesgnadenthum, wie man gemeint hat, der Autorität Anerkennung sichert. Vorstand und Aufsichtsrath einer Aktiengesellschaft sind Kreaturen der Generalversammlung, die ihnen den Stuhl vor die Thür setzen kann, wann immer es ihr beliebt. Der deutsche Aktionär aber sieht seine Direktion und seinen Aufsichtsrath vom Nimbus amtlicher Befugniß umstrahlt und blickt zu ihnen wie zu einer hochwohlweisen Behörde empor, deren erhabenes Walten er zu respektiren hat. Wann wird Das anders werden?

Skandale von der Art dessen, den in diesen Tagen die Massener Bergbaugesellschaft dem erstaunten Blick bot, müßten eigentlich diesen falschen Nimbus schleunig beseitigen. Größlicher sind Aktionäre schon lange nicht getäuscht worden. Der Fall reiht sich würdig gewissen Vorgängen an, die im Lauf der letzten Jahre aus Ländern mit milder strenger Gesetzgebung gemeldet wurden und über die unsere Moralisten dann stolz die Nase rümpften. Ich will die Handlung des Stückchens ruhig erzählen. Als die Besizer von Rheinland-Westfalen um die Septemtermitte zur Erneuerung des Kohlenyndikates zusammentraten, erklärte die Massener Gesellschaft, die Entscheidung über ihren Eintritt bis zum dreißigsten September hinauschieben zu müssen, da zur Zeit Verhandlungen wegen des Verkaufes ihres Bergwerkseigenthumes an ein Hüttenwerk schwebten. Diese Erklärung stimmte die Börse natürlich zu dem Glauben, irgend ein größeres Hüttenwerk bewerbe sich um den Bergwerksbesitz von Massen; solche Bewerbungen waren in den letzten Monaten ja auch schon an andere Zechen herangetreten. Und nun begann, wie sich von selbst versteht, das Räthen. Wer wirbt um Massen? Nach einander wurden Gute Hoffnung, Königshorn und die Rombacher Hütte genannt. Umgehend kamen Dementis von Gute Hoffnung, Königshorn und von der Rombacher Hütte. Massen selbst jedoch blieb still, als man Gute Hoffnung, still, als man Königshorn, still, als man Rombach nannte. Inzwischen wurden die Kurse der Massener Aktien wild getrieben: ehe man noch recht drauf geachtet hätte, waren sie um fast fünfzehn Prozent höher. Zu diesem hohen Kurs wurden Aktien gekauft und der Theil der alten Aktionäre, der dumm genug war, sich narren zu lassen,

treiberei in den Aktien der Rheinischen Metallwaarenfabrik erlebt. Da wurde die Sache freilich nicht gar so groß angepackt; dafür war die Mache um so dauerhafter. Man fing plötzlich zu wispern an, die Erhardt-Geschäfte, die von der mit Krupp konkurirenden Gesellschaft hergestellt werden, seien nicht nur von fremden Regirungen fest erworben, sondern hätten sogar Aussicht, vor den Augen unserer Militärverwaltung Gnade zu finden. Woher stammte das Gerücht? Zu uns kam es aus Düsseldorf, dem Stammsitz der Metallwaarenfabrik. Und aus Düsseldorf kamen später offizielle Meldungen der Gesellschaft, die diesen Gerüchten entgegentraten. Schließlich war man genau so klug wie am Anfang: nur hatte sich inzwischen der Werth der Aktien beträchtlich verändert. Im Ganzen wars, der Wirkung nach, kaum anders als bei Massen; das Ende war im Grunde noch schlimmer. Daß die düffeldorfer Verwaltung in solch gewählter Stunde rebellig wurde, wird die Aktionäre vielleicht das Geschäft mit Oesterreich kosten, das schon eingefädelt war, als das verträute Nefflamegetrommel und die dadurch verursachte Kurstreiberei die österreichische Konkurrenz in Harnisch brachte. Auch in diesem Fall hat man bis heute nicht gehört, daß die Aktionäre irgendwie gegen die Verwaltung vorgegangen seien, um Klarheit zu schaffen.

Auch ein konstitutioneller Staat kann freilich nicht von einer permanenten Volksversammlung regirt werden; auch eine Republik braucht zu ihrer Verwaltung Minister und eine Regierung. Die Aufsichtsräthe und Direktionen unserer Aktiengesellschaften bergen aber unter republikanischen Formen den nackten Absolutismus. Schade nur um die Miethen, die für die Schauplätze der Generalversammlungen bezahlt wird. Der gutgläubige Aktionär, der sich aufs Intriguiren nicht versteht und nur weiß, daß in dem Unternehmen ein Theil seines oft sauer erworbenen Vermögens steckt, kommt fast niemals zum Wort. Gibt es eine Debatte oder gar eine Szene, so wird mit vertheilten Rollen agirt und nur der Himmel weiß, welche Sonderinteressen da aus den Masken reden. Raßt sich aber wirklich einmal Einer aus der contribuens plebs zu einer wohlberechtigten Erkundung oder Beschwerde auf: wehe ihm! Das fehlte gerade noch, daß jeder beliebige Theilhaber am Geschäft wagen dürfte, sich ums Geschäft zu kümmern! Er wird so herb abgewiesen, daß ihm die Lust vergeht, seine Nase hinstreken in diese Sachen zu stecken; oder er wird ins Bureau der Gesellschaft civilt, wo ihm unter vier Augen und unter dickstem Siegel der Verschwiegenheit die dümmsten Redensarten aufgetischt werden, so dumm, wie sie selbst der Herr Direktor in öffentlicher Versammlung nicht vorbringen dürfte, ohne sich lächerlich zu machen. Der Aktionär aber nicht verständnißhinzig, als hätte er nun das erlösende Wort vernommen, geht mit einem Gefühl der Erleuchtung nach Hause und betet, daß ihm Direktion und Aufsichtsrath erhalten bleiben, so rein, so schön, so hold. Das Drolligste an der Sache ist, daß der Aktionär, der über Aufsichtsrath und Vorstand herfiele, wenn es schief geht, zu den größten Seltenheiten gehört. Gesucht wird nur dem Bankier, der Einem die Aktien verkauft hat. Die Ehrfurcht vor Aufsichtsrath und Direktion bleibt unvermindert, selbst wenn die Welt — und die Bank — zusammenkracht. . . . An der Börse geht wieder einmal Horacker um: hinter jedem Busch lauert das Schredgespenst der „amerikanischen Gefahr.“ Laßt, Ihr Herren, doch eine Weile Horacker Horacker sein und seht, ob Ihr den Aktionär nicht zu einem freien Menschen erziehen könnt!

Dis.



Nietzsche über Lechner.

Dem Richard Wagner-Denkmal-Komitee ist noch in letzter Stunde ein Schreiben zugegangen, das es über die Absage der Berliner Stadtbehörden und der von Wahnsfried beherrschten Kreise zu trösten vermag. Das Schreiben ist an den Präsidenten des Komitees, den königlich-preussischen Kommerzienrath und Parfumeur-Chemiker Herrn L. Lechner adressirt und von dem bekannten Philologen Professor Dr. Friedrich Nietzsche abgefaßt, der zu den nächsten Freunden des Meisters von Bayreuth gehörte und daher besser als mancher heutige Wortführer beurtheilen kann, in welcher Weise Richard Wagner würdig zu ehren ist. Er wendet sich scharf gegen die von interessirter Seite verbreitete Behauptung, das Denkmal selbst, die Persönlichkeit unseres Vorsitzenden und die Art unseres Festplanes seien unvereinbar mit dem Wesen und Werk des genialen Dichter-Komponisten. Wir müssen uns, wegen der Schroffheit einzelner Sätze, versagen, das ganze Schreiben zur öffentlichen Kenntniß zu bringen, und begnügen uns mit der Wiedergabe der sachlich wichtigsten Stellen. Da heißt es: Richard Wagner war ein unvergleichlicher historio, der größte Mime, das erstaunlichste Theatergenie, das die Deutschen gehabt haben. Er wurde Musiker, er wurde Dichter, weil der Tyrann in ihm, sein Schauspielergenie, ihn dazu zwang. Er hat die Unbedenklichkeit, die jeder Theatermensch hat. Man ist Schauspieler damit, daß man eine Einsicht vor dem Rest der Menschen voraus hat: was als wahr wirken soll, darf nicht wahr sein. Der Satz ist von Talma formulirt: er enthält die ganze Psychologie des Schauspielers; er enthält auch dessen Moral. Wagners Musik ist niemals wahr. Aber man hält sie dafür: und so ist es in Ordnung. Auch im Entwerfen der Handlung ist Wagner vor Allem Schauspieler. In der Geschichte der Musik bedeutet Wagner die Heraufkunft des Schauspielers. Er hat uns die Theatokratie gebracht, den Glauben an den Vorrang des Theaters, an ein Recht auf Herrschaft des Theaters über die Künste, über die Kunst. Das Theater ist eine Form der Demolatrie in Sachen des Geschmacks, das Theater ist ein Massenaufstand, ein Plebiszit gegen den guten Geschmack. Dies eben beweist der Fall Wagner: er gewann die Menge, er verlor den Geschmack; er verlor selbst für die Oper unseren Geschmack. Wagners Schauspielerspathos wirft jeden Geschmack, jeden Widerstand über den Haufen.¹ Aus diesen Feststellungen folgert Wagners bester Freund, unser Wirken sei ganz im Sinne des verewigten Meisters gewesen. Er findet, daß unser Instinkt das Rechte traf², als wir die Ausführung des Denkmals dem weltberühmten Professor Eberlein übertragen, lobt, als vollkommen sachgemäß, unser Programm und richtet seine schärfsten Pfeile gegen die Leute, die behauptet haben, ein für den Theaterbetrieb arbeitender Großindustrieller passe nicht an die Spitze des Wagner-Denkmal-Komitees. Wörtlich schreibt er: Hätte ich mit zu wählen gehabt, so hätte ich meine Stimme keinem Anderen gegeben als dem Vizepräsidenten der königlichen Theater in Berlin und Brüssel, dem Erfinder der bewährtesten Fettschminke.³ Wir glaubten, unserem verehrten Herrn Präsidenten, dessen außerordentlich selbstlose Thätigkeit so vielfach angefeindet worden ist, die Genußnahme schuldig zu sein, die ihm die Veröffentlichung dieses Schreibens bereiten muß, und sehen, nach solchem Zeugniß des berufensten Richters, getrost dem Urtheil der Nachwelt darüber entgegen, ob wir im Geist des unsterblichen Meisters der Erde gehandelt haben, als wir sein Lebenswerk unter das Patronat des Herrn Lechner stellten.⁴

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: R. Garben in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.

Truck von Albert Lunde in Berlin-Zehlendorf.